

Kristall

Hamburg • 13. Jahrg. 2. Vj. 1958 • DZ • Nr. 8 • 60P

Im Frühling in Paris

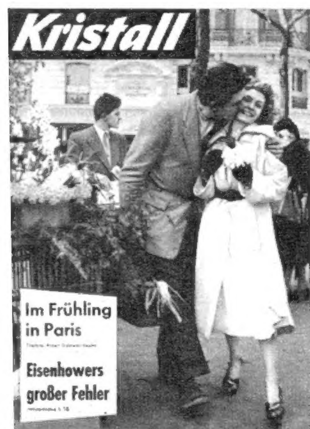
Titelfoto: Robert Doisneau/Rapho

Eisenhowers großer Fehler

(Wüstenfüchse S. 28)

Kristall
Illustrierte für Unterhaltung und neues Wissen
13. Jahrgang · Heft 8

In dieser Ausgabe:



Zu unserem Titelbild:

Der Mann auf unserem Titelbild, das Robert Doisneau fotografierte, ist ein echter Pariser, denn er trägt keinen Kragen. Aber auch ohne Kragen ist er Kavalier. Er hat seiner jungen Frau die Einkaufstasche abgenommen, aus der das Porreegemüse für die mittägliche Suppe hervorschaut. Und als sie an einem Blumenstand vorbeigingen, kam ihm die Idee, seiner Frau Narzissen zu schenken. Dann küßte er sie. Dachte er an seinen Hochzeitstag? — Daß dies in Paris geschieht, erkennt man übrigens auch daran, daß die alte Dame und der junge Mann im Hintergrund kaum auf die beiden schauen. Denn wo anders als in Paris haben Verliebte auch auf der Straße — und nicht nur im Frühling — das Recht, allein zu sein?

Textredaktion: Dr. Ursula Menck, Dr. Theo Löbsack, Carola Heldt, Erhard Evers, Dr. Ingeborg Esterer, Dr. Erwin Lausch
Leiter der Textredaktion: Dr. Paul Hühnerfeld
Bildredaktion: Christa Martens, Karin Ehlermann, Dieter Einicke
Leiter der Bildredaktion: Walter Hennig
Künstlerischer Berater: Karl Gröning jr.
Chef vom Dienst: Lisse Merlin
Anzeigenleiter: Gudrun Vierow
Verlagsleiter: Ernst Naumann

edaktion: Hamburg 36, Kaiser-Wilhelm-traße 6, Telefon: 24 81 81, Fernschreiber: ? 11898. Telegramme: Redaktkristall. In sterreich für die Herausgabe verantortlich: Hans G. Kramer, Wien I., Freyng 6. Für unverlangt eingesandte Beiäge haften wir nicht.
uck und Verlag: Hammerich & Lesser erlag GmbH., Hamburg 36, Kaiser-ilhelm-Straße 6. Telefon: 24 81 81.
nzeigenpreisliste Nr. 13.
ISTALL erscheint 14täglich dienstags nd kostet im Einzelhandel 60 Pfennig, ei Lieferung ins Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr; Postbezug monatlich DM 1,29 zuzüglich 6 Pfennig Zustellgebühr. In Lesezirkeln darf KRISTALL nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages geführt werden.
Auslandspreise: Belgien bfr. 8,—; Dänemark dkr. 1,35; England sh 1/6; Finnland fmk. 70,—; Frankreich ffr 70,—; Holland hfl. —,70; Italien Lire 120,—; Luxemburg lfr. 8,—; Norwegen nkr. 1,40; Österreich S 4,50; Portugal Esc. 6,—; Saarland ffr. 70,—; Schweden skr. —,95; Spanien ptas. 14,—; Schweiz sfr. —,70; Südamerika $ —,25; Türkei £ —,70; USA, Kanada $ —,30.

An die Redaktion

Ich lebte mit einem Seehund

Der Auszug des Tagebuches von Rowena Farre, ›Ich lebte mit einem Seehund‹, ist außerordentlich reizvoll. Können Sie mir den englischen Originalverlag nennen? Und ist das Buch auch in deutscher Sprache erschienen?

Dr. med. Christel GESEMANN, Ärztin, Bad Tölz, Obb.

In England erschien das Buch unter dem Titel ›Seal morning‹ bei Hutchinson in London. Im Anschluß an den Vorabdruck bei KRISTALL erscheint die deutsche Ausgabe unter dem Titel ›Freundschaft mit Tora‹ im Verlag Ullstein, Frankfurt/Main.

Die Redaktion

Trabantenstädte

Zu Ihrem Aufsatz über Trabantenstädte in Nr. 5 scheint es mir wesentlich, darauf hinzuweisen, daß das Heimatland der Satellitenstädte England ist. Dort gibt es bereits vierzehn, acht bei London, eine in Mittelengland, zwei im Nordosten, zwei in Schottland und eine in Wales. Im britischen Wohnungsbauministerium liegen Pläne für weitere zwanzig solcher Projekte. Vorläufig werden sie aber nicht in Angriff genommen werden, da sich zahlreiche Schwierigkeiten gezeigt haben, die in der von KRISTALL angedeuteten Richtung liegen.

Hans WIESE, Cuxhaven

Was wissen wir noch nicht?

Wir sind erfreut, daß durch die Umfrage von KRISTALL in Nr. 1 Wissenschaftler zu Worte kommen. Es kann nicht genug getan werden, um die Öffentlichkeit über die Bedeutung der Wissenschaft und Forschung für die Zukunft unseres Volkes aufzuklären. Ihre alle interessierende Fragestellung reizt zum Lesen und bei vielen auch zum Nachdenken.

Stifterverband für die deutsche Wissenschaft, Hauptverwaltung, KLEMM, Essen

Zu Ihrer Frage in Nr. 1 wäre ergänzend der Hinweis auf den Atlas der Unwissenheit angebracht, über den der Geograph Dr. S. Whittemore vom US-Außenministerium sagt: ›Wir dürfen uns nicht von unseren Karten hypnotisieren lassen. Sie verraten uns weder, was wir wissen, noch sagen sie uns, wie wenig wir über die Kartendarstellungen kennen. Wollte man die vorhandenen Karten als Grundlage für eine technische Erschließung rückständiger Gebiete verwenden, dann müßte man die Hälfte der Erde als unbekannt bezeichnen.‹

C. T. A. JUMPELT, Hamburg 39

Bericht aus Moskau

Was uns nottut, ist der Blick über die östlichen Grenzen. Auch dort wohnen Nachbarn, die wir kennenlernen müssen. Darum habe ich mich über Ihren guten Bildbericht in Nr. 6 gefreut.

Irrig ist, daß in Moskau nur drei Kirchen geduldet seien. Ich habe 1954 selber mehr als deren drei besucht und darin an allen Wochentagen keineswegs nur alte Menschen angetroffen. Aber wie dem auch sei — jedenfalls muß uns bewußt sein, daß auch hinter dem Eisernen Vorhang christliche Kirchen und Gemeinden bestehen. Die Scheidelinien unter den Menschen laufen nicht am Eisernen Vorhang entlang.

Dr. Dr. Gustav HEINEMANN, Bundesminister a. D. Mitglied d. Deutschen Bundestages, Bonn

Die Wüstenfüchse

Das Foto Rommels auf dem Titelblatt von Nr. 5 hat mich als alten Afrikaner tief ergriffen.

Georg SCHUCHHARDT, Kassel Ndzw.

Hier in Finnland ist Rommel bei der Jugend der berühmteste Feldherr mit einem legendären Ruhm.

Kari RAISANEN, Abiturient



Das anliegende Foto wurde kurz nach der von Ihnen geschilderten Panzerschlacht vom 2. Nov. bei Tel el Aquaquir aufgenommen. Leutnant Bickes (vorn) am dritten Geschütz.

Hans SCHENK, Vechta



Bilddokument von Franco

Das anliegende Bild wurde am 18. Okt. 1936 auf dem Flugplatz Caceres aufgenommen. Es zeigt den Oberst Ritter von Thoma als Kommandeur des Panzerverbandes der Legion Condor im Gespräch mit General Franco. Die Aufnahme dürfte Seltenheitswert besitzen.

W. SCHUBERT, Frankfurt/Main

Ohne Liebe

In Ihrem Artikel in Heft 7 berichten Sie über die Schwurgerichtsverhandlung gegen meinen 24jährigen Sohn Werner. Danach entsteht der Eindruck, als sei der Junge tatsächlich ohne Liebe aufgewachsen. Zu dieser Ansicht neigt man nur zu leicht, wenn in einer Familie eine Stiefmutter ist. Aber wie schwer ist es für eine noch junge Frau, bei der Eheschließung einen 12jährigen Sohn zu übernehmen, der damals bereits kriminelle Anlagen zeigte. Sie schreiben: »Tante Gerdie, so mußte Werner die Stiefmutter nennen, steckte ihn in ein Heim.« Wie sollte der Halbwüchsige, zwei Jahre nach dem Tode seiner Mutter, die junge Stiefmutter sonst nennen? Und in ein Heim kam Werner, nachdem wir (Werner, die Eltern und ein Säugling) trotz großer Bemühungen über ein Jahr lang in einem einzigen Raum von 8 Quadratmetern leben und schlafen mußten. — Man

Fortsetzung auf Seite 4

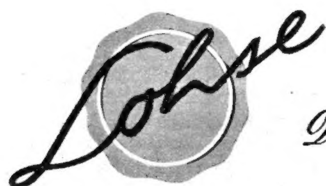
Uralt Lavendel, der Duft nach Sauberkeit und Frische

In fremde Räume folgt den beiden

die vertraute Atmosphäre ihres Heimes:

der Duft nach Sauberkeit und Frische

der Duft von LOHSE URALT LAVENDEL



Uralt Lavendel, im edelgrünen Glas ab DM 2.10



Auch in Österreich in Originalqualität erhältlich · Alleinvertrieb Substantia GmbH, Wien VI

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 2

macht mir den Vorwurf, daß ich mich gegen meinen Sohn ausgesagt habe. Bei all seinen früheren Straftaten habe ich ihm immer beigestanden, und ich habe ihm nach seiner letzten und schwersten Tat (vor dem Überfall auf meine Frau) selbstverständlich wieder zu mir genommen, damit er nicht auf der Straße lag. So könnte ich noch viele andere Beweise meiner Fürsorge geben. Aber man sollte auch verstehen, daß ein Vater mal das Verständnis verliert, wenn der eigene Sohn das Glück seiner Ehe durch einen Mordanschlag gefährdet. Die ganze Auslegung der Gerichtsverhandlung erscheint meiner Frau und mir sehr einseitig. Solange Werner bei uns war, hat es zwischen ihm und uns nie Streit um Geld gegeben. Aus seinen Briefen, welche er im Laufe der Jahre, auch sogar nach dem Mordversuch, nach Haus geschrieben hat, geht immer wieder das gute Verhältnis hervor, welches zwischen uns war. Ich glaube nicht, daß man sagen kann, Werner sei »ohne Liebe« aufgewachsen.

Kurt SCHEFFLER, Hbg.-Poppenbüttel

Schulbeginn mit 5 Jahren

Solche aufrüttelnden Mahnungen wie die von Dr. Dietze in Nr. 25/57 können nicht oft genug ausgesprochen werden. In Bremen haben wir das freiwillige 9. Schuljahr für die Volksschule jetzt auch gesetzlich festgelegt, um der Jugend ein Jahr mehr Gelegenheit zu Ruhe und innerer Konsolidierung zu geben. Wir haben die Lernstoffe erheblich abgebaut und statt dessen die Erziehung zu einer lebendigen Arbeitshaltung, Sozialhaltung und Kulturhaltung in den Mittelpunkt des Unterrichts gestellt.

Die Frage der ›Infant School‹, wie sie in England für die 5- bis 7jährigen durchgeführt wird, ist schon ein entscheidender Ansatz für eine gesunde, zeitgemäße Schule. Ich kenne diese Schulen von vielen Besuchen, genau wie die amerikanischen Kindergärten, in die alle Kinder mit fünf Jahren eintreten. Was in diesen beiden Institutionen geleistet wird, ist in seiner Bedeutung kaum abzuschätzen, wobei die englische Form des zweijährigen Schulkindergartens bei weitem die beste ist.

Ein Punkt in dem Aufsatz des Herrn Dr. Dietze scheint mir zu kurz gekommen: die große Bedeutung der Pflege der schöpferischen Kräfte im Kinde, und zwar nicht nur die individualschöpferischen Kräfte, sondern insbesondere auch des Einbaus der gruppenschöpferischen Dynamik im Erziehungsprozeß. Das ist in den angelsächsischen Ländern zum Teil hervorragend gelungen und in den USA sicherlich eine der Grundlagen für die großartige Entwicklung dieses Kontinents.

Elternhaus und Schule sollten in Zukunft viel enger zusammenrücken, damit Lebenskreis und Arbeitskreis des Kindes immer mehr in Einklang gebracht werden. Ich empfinde es als einen Mangel, daß die pädagogische und soziale Tatsachenforschung in Deutschland sosehr im argen liegt. Wir leben auf diesen Gebieten im wesentlichen von den amerikanischen Ergebnissen.

Jedenfalls habe ich mich über den Artikel außerordentlich gefreut und möchte wünschen, daß Sie das Thema von den verschiedenen Gesichtspunkten her im KRISTALL immer wieder anpacken, solange bis alle Eltern die Lehrer ihrer Kinder fragen: »Warum macht ihr es nicht auch so?« und alle Politiker ihre Schulverwaltungen fragen: »Warum habt ihr das bei euch noch nicht verwirklicht?«

Wilhelm BERGER, Oberschulrat, Bremen

Weitere Leserbriefe siehe Seite 39



Foto: Alfred R. Meye

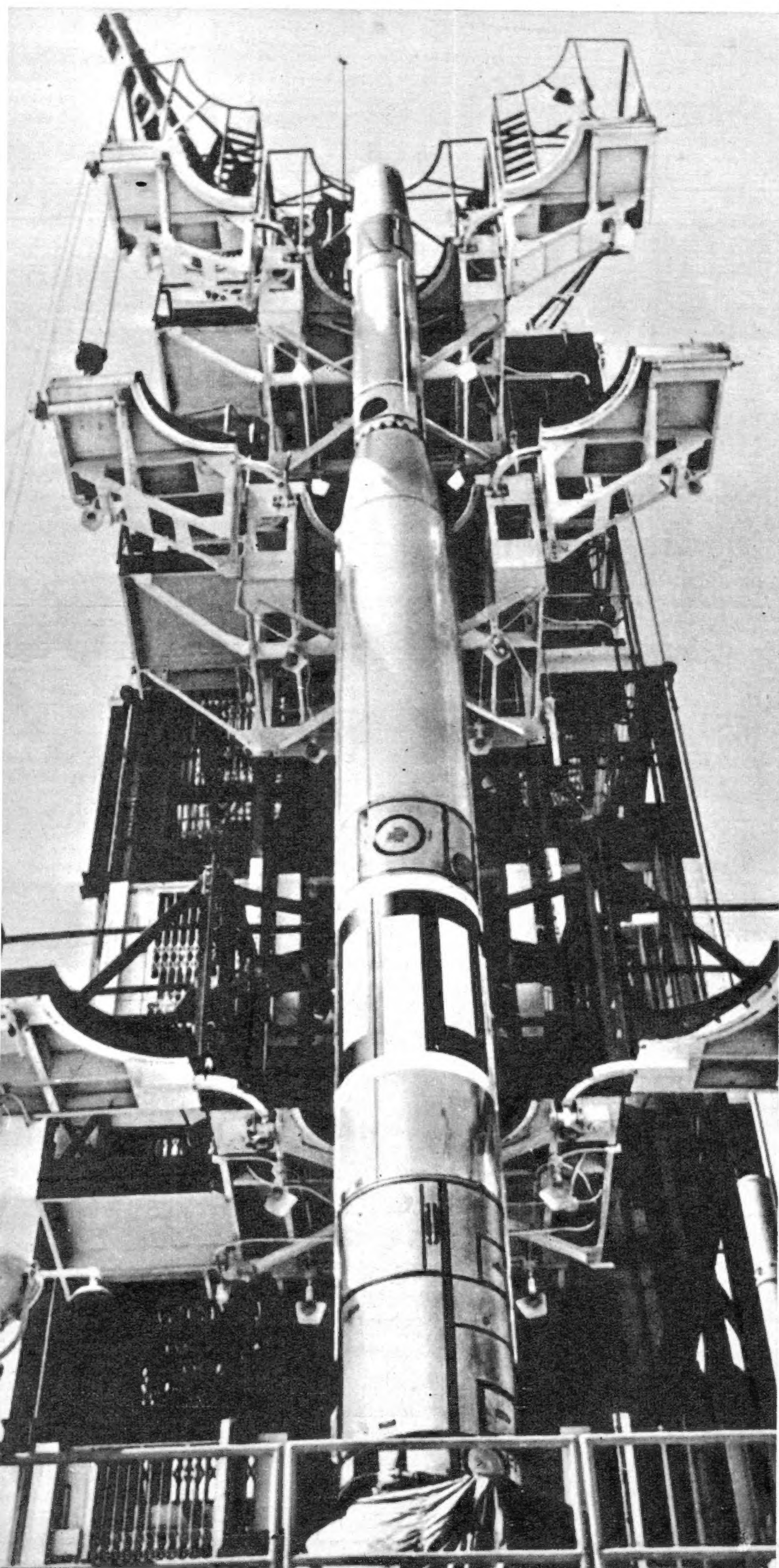
Der 75jährige Nobelpreisträger Max Born, hier in der Bibliothek seiner Wohnung in Bad Pyrmont, mahnte die Welt.


Robert Jungk

An der Schwelle des neuen Jahrtausends: [N]ur noch 8 Monate und 41 Jahre bis zum Jahre 2000


Foto: dpa

Wohnungselend. Wie viele menschenwürdige Wohnungen würde man mit den Riesensummen bauen können, die heute in die Weltraumforschung fließen?


Foto: AP

[We]ltraumflüge kosten Millionen. Um die Sputniks, die Explorer und den [V]anguard‹-Satelliten auf ihre Bahnen zu befördern, gaben Rußland und [Am]erika Unsummen aus. Lohnte es sich? Unser Foto: die Vanguard-Rakete.

Warum

Der Mensch ist dabei, ›nach den Sternen zu greifen‹,

Eine heftige Debatte ist entbrannt: Professor Max Born wies auf einer Tagung in Loccum auf die ungeheuren Kosten der Raumfahrt hin. Stehen diese Ausgaben im richtigen Verhältnis zum Gewinn? Vernachlässigen wir im Weltraum-Taumel nicht die dringendsten Probleme des menschlichen Zusammenlebens auf der Erde? »Raumfahrt dient friedlichen Zwecken«, erklärte dagegen der bekannte Raketenexperte Dr. Eugen Sänger. Wie er sehen viele Menschen in der Raumfahrt ein Ventil für den nicht aufzuhaltenden technischen Fortschritt. Ist sie das? Ist sie mehr?

In diesem April ist es nun ein Jahr her, seit 18 deutsche Atomforscher — darunter nicht weniger als vier Nobelpreisträger — überraschend mit einer Erklärung an die Öffentlichkeit traten, in der sie als Wissenschaftler den Politikern zuriefen: »Durch Verbreitung von Radioaktivität könnte man mit Wasserstoffbomben die Bevölkerung der Bundesrepublik heute schon ausrotten. Wir kennen keine technische Möglichkeit, große Bevölkerungsmengen vor dieser Gefahr sicher zu schützen ... Für ein kleines Land wie die Bundesrepublik glauben wir, daß es sich heute noch am besten schützt und den Weltfrieden noch am ehesten fördert, wenn es ausdrücklich und freiwillig auf den Besitz von Atomwaffen jeder Art verzichtet. Jedenfalls wäre keiner der Unterzeichneten bereit, sich an der Herstellung, der Erprobung oder dem Einsatz von Atomwaffen in irgendeiner Weise zu beteiligen.«

Im Gegensatz zu den vielen früheren Erklärungen von Atomforschern in aller Welt, die nur vorübergehende Aufmerksamkeit fanden, wirkte dieses ›Göttinger Manifest‹ wie ein Fanal, ja seine Wirkung überraschte, wie Otto Hahn später einmal bekannte, sogar seine Urheber. Weshalb war das so? Ich glaube, weil in keiner vorhergehenden Kundgebung von den Unterzeichnern eindeutig gesagt worden war: »Wir machen jedenfalls nicht mit.«

Man geht kaum fehl, wenn man die geistige Urheberschaft der für das weite Echo der Erklärung so entscheidenden Bekenntnisse zur ›Nicht-Zusammenarbeit‹ mit den Kräften der Zerstörung vor allem einem der ›Achtzehn‹ zuschreibt: Professor Max Born. Als Mitglied einer kleinen internationalen Vereinigung von Wissenschaftlern (›Society for the Social Responsibility of Science‹), die schon seit Jahren verkündet, daß die Forscher nicht auf die allgemeine Abrüstung warten dürften, sondern durch ihren Rückzug aus allen Waffenprojekten beispielgebend wirken sollten. Als ein den Quäkern und der Friedensbewegung Nahestehender hat dieser jetzt 75jährige Mitbegründer der modernen physikalischen Theorien seinen großen Leistungen als Denker und Gelehrter ein Lebenswerk unermüdlicher ethischer Bemühungen hinzugefügt. Ihm dürfte mit


Foto: AP

Hunger. Weit mehr als die Hälfte aller Erdbewohner sind unterernährt. Aber über ihren Köpfen kreisen kostspielige Erdsatelliten.


Foto: dpa

Schulprobleme. Ein japanisches Klassenzimmer in einem Armenbezirk. Lehrer klagen in aller Welt: Mangelnde Hygiene, Raumnot und fehlende Unterrichtsmittel!

Weltraumfahrt?

aber auf seinem eigenen Planeten herrschen Wohnungsnot, Hunger und Feindseligkeit / VON ROBERT JUNGK

vollem Recht außer seinem Nobelpreis für Physik noch ein Friedens-Nobelpreis verliehen werden.

Von Hitler aus seinem Lehrstuhl in Göttingen vertrieben, verbrachten Born und seine treue Lebensgefährtin lange Jahre in der Emigration. Weitblickender als viele seiner Freunde und Kollegen hat der Gelehrte sich schon im zweiten Weltkrieg geweigert, in irgendeiner Form an der Erfindung neuer Waffen teilzunehmen. Heute beneiden ihn viele, die damals unter dem Einfluß der Kriegspsychose, ohne alle Konsequenzen bis zu Ende durchzudenken, ihren Beitrag zur Geburt des Ungeheuers Atombombe leisteten, um seine ›reinen Hände‹.

Der Triumph des Verstandes — Das Versagen der Vernunft

Der gleiche Max Born hat nun klarsichtig, entschieden und vielleicht prophetisch, unlängst bei einer Tagung der Evangelischen Akademie Loccum vor der allzu vorbehaltlosen Begeisterung für die ›Weltraumfahrt‹ gewarnt. Sie erinnern sich gewiß: Born wies darauf hin, daß die Milliarden, die zur Zeit von den interessierten Regierungen für die Weltraumprojekte gegeben würden, wohl nur deshalb zur Verfügung stünden, weil sie ›der sogenannten Verteidigung dienen‹. Er meinte die Weltraumfahrt sei ein ›ungeheuer kostspieliger Sport‹, ein ›extravaganter Luxus‹, der die Wissenschaft nicht wirklich fördern und weder zum ›materiellen Wohlstand‹ der Menschheit noch zu ihrem ›wahren Glück, ihrer Sicherheit und Zufriedenheit‹ beitragen werde.

Die kurze, aber ungewöhnlich eindrucksvolle Erklärung Borns gipfelte in folgendem Wort: »Ich gehöre zu der Generation, die noch zwischen Verstand und Vernunft unterscheidet; von diesem Standpunkt ist die Raumfahrt ein Triumph des Verstandes, aber ein tragisches Versagen der Vernunft.«

Born ist nicht, wie die verallgemeinernden Kommentare zu seinen Loccumer Äußerungen vermuten lassen, ein Gegner aller Weltraumprojekte. In einem Brief an mich äußerte er: »Ich habe nichts gegen die unbemannten Sputniks und ähnliche Forschungsapparate, solange sie nicht ein Vorwand sind, militärische Projektile zu verbessern und solange die Kosten mit den wissenschaftlichen Ergebnissen einigermaßen im Einklang sind.« In einem demnächst erscheinenden Aufsatz für die ›Physikalischen Blätter‹ präzisiert Born: »Vielleicht ist auch noch die Mondfahrt für die Wissenschaft einträglich. Alles weitere aber erscheint mir als eine Äußerung des Triebes des Menschen, die ihm anscheinend gesteckten Grenzen zu durchbrechen und Abenteuer zu bestehen ... «

Gewissenskonflikte für viele Weltraum-Pioniere

Die Ansichten Borns sind nun keineswegs, wie man annehmen könnte, die eines ›rückständigen Einzelgängers‹. Gerade in den Kreisen der praktischen Weltraumpioniere sind ähnliche Einwände und Zweifel schon seit langem lautgeworden, wenn sie auch nicht an die große Öffentlichkeit drangen. Ich erinnere mich meiner eigenen Unterhaltungen mit Dr. Heinz Haber, einem der Begründer der ›Space Medicine‹ (Weltraum-Medizin), in denen er den Vorstoß in den Weltraum nur soweit als nützlich bezeichnete, wie er der Erweiterung astronomischer Erkenntnisse (durch Einrichtung von Sternwarten jenseits der sichthindernden Erdatmosphäre) und zur Förderung des Lebens auf ›unserer Heimat Erde‹ diene (etwa durch Verbesserung der Wettervoraussagen). Wie sehr auch die heute im Dienste der amerikanischen Armee stehenden deutschen Raketenspezialisten sich über das Doppelgesicht der Weltraumforschung auf der heutigen in feindliche Lager aufgeteilten Welt klar sind, geht aus einem Schreiben hervor, das mir Dr. Ernst Stuhlinger, die ›rechte Hand‹ Wernher von Brauns, vor einigen Tagen aus Huntsville (Alabama) sandte. Darin heißt es wörtlich: »Die Gruppe, die sich vor 20 Jahren um Dr. von Braun scharte, fand sich oft in sehr ähnlichen Gewissensnöten wie die Kernphysiker. Was für die Atomphysiker das Grauen vor der Atombombe und die Verlockung der friedlich angewandten Kernenergie war, ist für die Raketenbauer das Grauen vor der Kriegsrakete und die Verlockung des Weltraums.«

Von ›Vernunft‹ spricht Born, von ›Verlockung‹ Stuhlinger. Nicht um Physik und Supertechnik geht hier also letzten Endes die Debatte, sondern um die Motive, die geistigen Antriebe, die uns Menschen an der Schwelle des neuen Jahrtausends leiten. Wäre der Mensch ein vernünftiges Wesen — wie eindeutig recht hätte dann Max Born! Wir würden dann lieber erst auf dieser Erde etwas Ordnung schaffen, ehe wir uns daranmachten, andere Himmelskörper zu erobern. Wir würden die Milliarden, die heute für die Vorbereitung militärischer Stützpunkte auf lebensfeindlichen Monden und Planeten ausgegeben werden, der Beseitigung des Hungers (unter dem immer noch zwei Drittel der Menschheit leidet) dem Bau besserer Wohnungen, der Förderung von Kunst und echter Erkenntnis widmen.

Aber ist der Mensch denn ein ›vernünftiges Wesen‹? Hat nicht die moderne Tiefenpsychologie gezeigt, mit welch dunklen, auf Angriff und Zerstörung zielenden Trieben wir alle geboren werden? Und bietet die ›Verlockung‹ des Weltraums sich nun nicht vielleicht zum ›Ausleben‹ unseres Machtstrebens, zur Befriedigung unserer ›Aggressionen‹ an, die, weil sie uns von der Erde selbst ablenkt, harmloser sein könnte als der fast immerwährende Kampf um Städte, Länder, Kontinente, unter dessen Zeichen die letzten Jahrtausende der Weltgeschichte standen?

Weltraumflug als — Psychotherapie

Platz für alle hat der Weltraum, könnte die Friedensformel des nächsten Jahrtausends werden. Abenteuerliche Himmelsfahrten als Ersatz für Kriegskampagnen, Begeisterung für diesen neuen ›Sport‹, statt Freude an Schlachtensiegen. Allerdings — das ist eine etwas kostspielige Seelenbehandlung. Und ungefährlich ist sie auch nicht, denn sie könnte uns sehr wohl in eine Ära interplanetarischer Kolonialkriege hineinführen, ähnlich jener Epoche imperialistischer Kämpfe um neuentdeckte Territorien, die seit dem fünfzehnten Jahrhundert die Welt in Atem hielten.

Mir scheint, Max Born hat doch recht mit seinen Bedenken. Nur sollte er wohl die rettende Kraft nicht allein von der Vernunft erwarten, sondern vor allem vom Himmel. Vom Himmel — im Sinne der Religion.

Robert Jungks vierte Frage an die KRISTALL-Leser: Weltraumfahrt – ja oder nein?

Briefe an Robert Jungk Seite 46



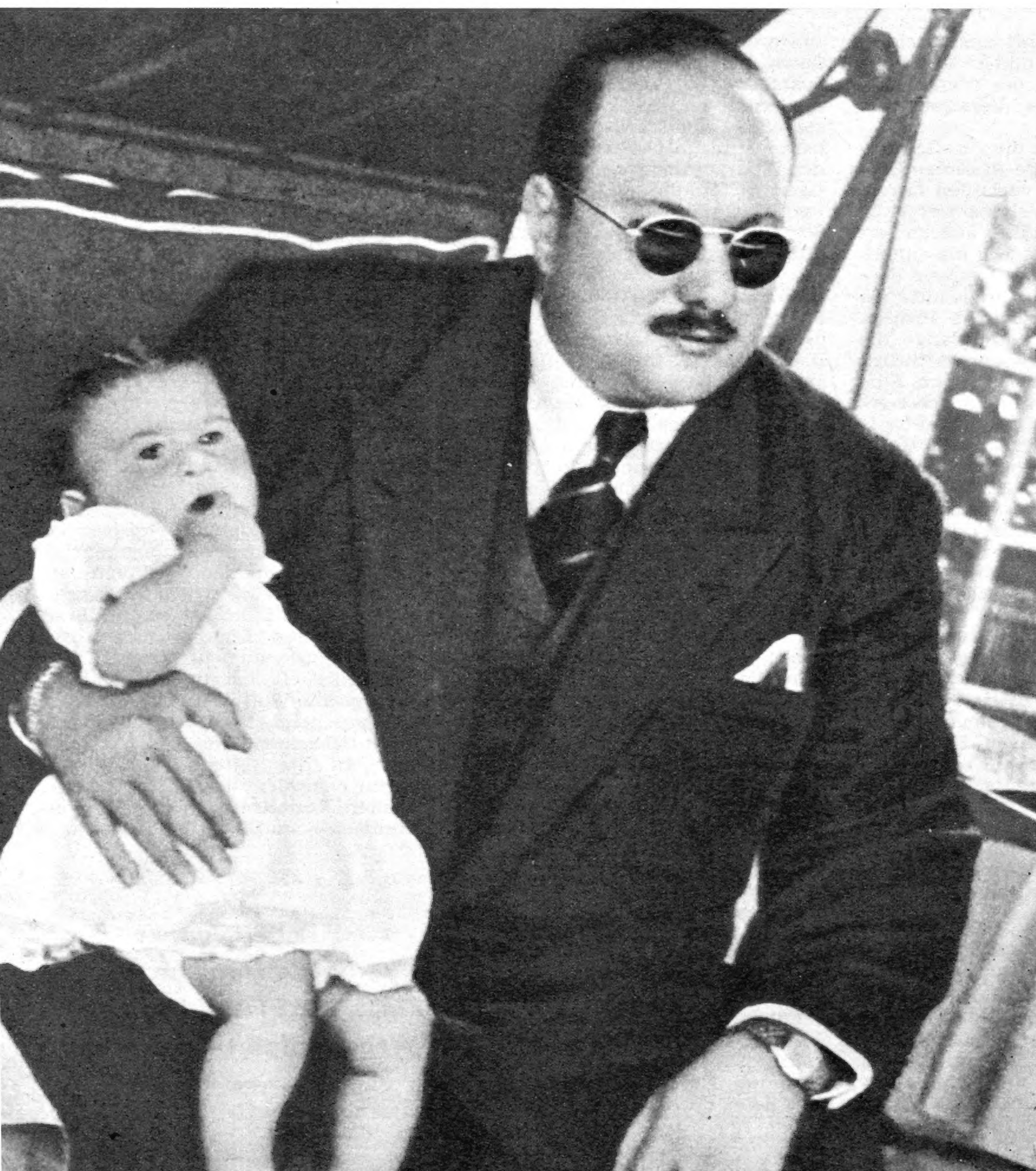
Foto: Historia-Photo

Weil er sich einen Sohn wünschte, ließ Heinrich VIII. von England sich scheiden. Diese Scheidung beschleunigte die Trennung von Rom. Der Thronerbe, den er bekam, starb jung. Der Name der Tudor aber wurde groß nicht durch den Sohn Edward VI., sondern durch seine Tochter Elizabeth. Von links: Tochter Mary aus erster Ehe, Sohn Edward, Heinrich VIII., Catherine Parr, seine sechste Frau, Elizabeth, Tochter aus zweiter Ehe. Nach ihr ist ein ganzes Zeitalter benannt.

SOHN UND KRONE

VON URSULA MENCK

Um der Söhne willen, um Dynastien zu erhalten — wie viele Ehen wurden deshalb geschieden! Soraya, die Kaiserin Persiens, ist das jüngste Beispiel dafür. Aber die Geschichte, eine harte Lehrmeisterin, zeigt, daß sich das Schicksal nicht zwingen läßt.





Fotos: Ullstein/UP

So glücklich wie Gracia von Monaco (oben), die ihrem Gatten Rainier III. jetzt den ersehnten Sohn schenkte, war einst auch Faruk, als der Thronerbe kam (links). Um dieses Sohnes willen hatte er sich von seiner ersten Frau Fawzia scheiden lassen, die ihm nur drei Töchter schenkte. Als er ins Exil gehen mußte, verließ ihn die Mutter Fuads, Narriman. In Kairo aber führt jetzt Nasser das Regiment.

Fotos: AP/Ullstein

Weil sie keinen Sohn bekamen, wurden Soraya (oben) und Joséphine, die Frau Napoleons (unten), von ihren Gatten geschieden, obwohl ihre Ehe glücklich war. »Ich muß einen Sohn haben, um die Dynastie zu sichern«, sagte der Schah. »Meine teuersten Neigungen müssen vor den Interessen Frankreichs weichen«, sagte Napoleon. Seine Ziele aber erreichte er nicht.

Vergebens wartete man auf dem Flugplatz in Teheran auf die kleine rote Maschine Prinz Ali Rezas. Es war der 28. Oktober 1955. Drei Tage lang durchsuchte man das Land. Dann wurde das Schreckliche Gewißheit: Man entdeckte die Trümmer der roten Maschine und in den Trümmern den toten Prinzen und seinen Piloten.

Mit diesem Tag endete nicht nur das Leben Prinz Ali Rezas. Mit diesem Tage begann das Unglück für Kaiserin Soraya. Begann der offene Kampf ihrer Feinde. Denn Prinz Ali Reza war nicht nur der einzige richtige Bruder des Schahs und sein Freund. Er war auch der einzige, der ihm auf den Thron folgen konnte. Solange Ali Reza lebte, war die Dynastie der Pahlevi gesichert, auch wenn Soraya keine Kinder bekam.

»Wir haben die Gattin«, sagte einst der Grieche Demosthenes, »um uns Söhne zu schenken.« Dasselbe sagt auch der Koran. Als er geschrieben wurde, waren die Araber ein kriegerisches Volk. Frauen galten ihnen wenig. Unfruchtbare nichts. Ein Sohn — das war der Segen Allahs.

Allahs Gebote sind auch heute noch nicht verstummt. Die Frage nach dem Thronerben ist seit jenem 28. Oktober in Teheran immer eindringlicher gestellt worden. Von der Familie des Schahs, von seiner herrischen Mutter, von seiner eifersüchtigen Schwester Aschraf, die den ›knochenerweichenden‹ Einfluß des Westens auf ihren Bruder verabscheut. Von den Freunden, um den

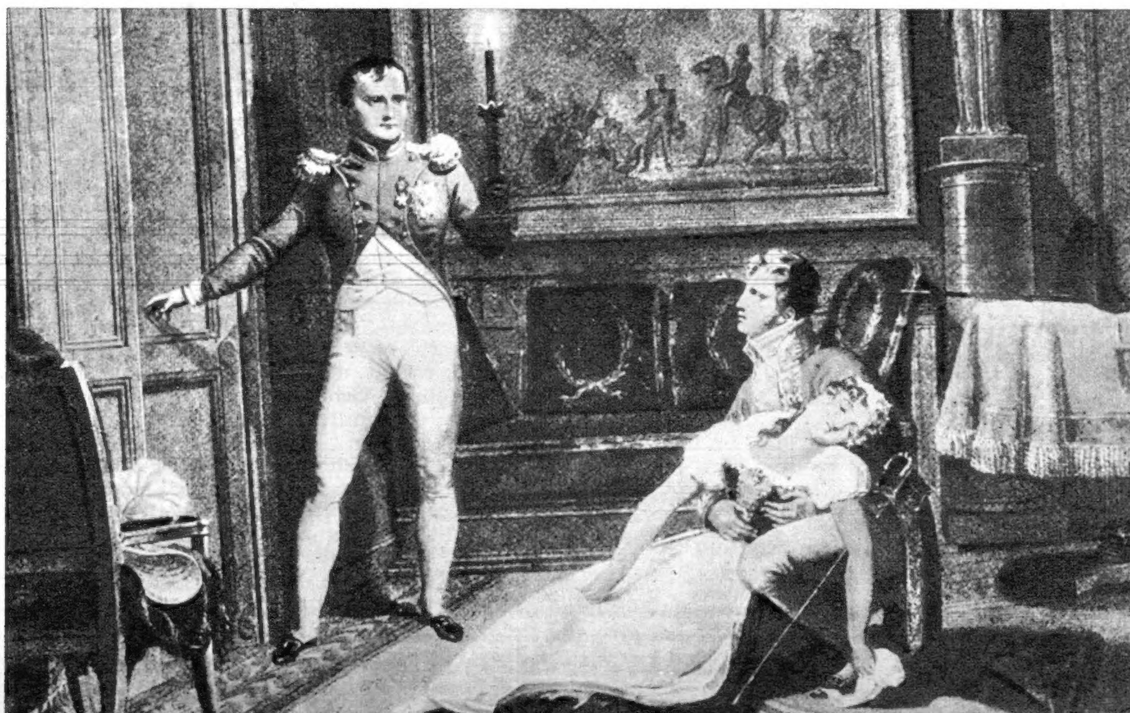



Foto: dpa

Ein Thronfolgegesetz wurde geändert, um Prinzessin Margrethe zur dänischen Thronfolgerin zu erklären. Denn König Frederik IX. hat nur drei Töchter.

wankenden Pfauenthron zu sichern. Von den Feinden, um den leeren Pfauenthron zu stürzen. Von Liebe sprach niemand.

Ein Schah ohne männlichen Thronfolger, sagt der Großmullah Kaschani, der religiöse Fanatiker, ist bei uns unmöglich, Soraya trägt die Schuld. Soraya, die Ungläubige, das Mischblut, diese seltsame Frau. Allah hat sie verwünscht. Immer trägt die Frau die Schuld für den Mohammedaner. Dabei weiß man heute auch schon in Teheran, daß Frauen zwar zu 65 Prozent, aber Männer zu 25 Prozent an Kinderlosigkeit beteiligt sind.

Wie ein Alpdruck legt sich die Forderung nach einem Sohn auf das Kaiserpaar. Aus der schönsten Braut des Jahres wird die Kaiserin der Tränen. Aller orientalische Glanz, alle Schönheit, alle Liebe vermögen nichts gegen die vorwurfsvollen Fragen in aller Munde, gegen die Fragen in aller Augen.

Zwischen Orient und Okzident entschied sich jetzt ihr Schicksal. Zwischen Köln und Teheran. »Soraya versteht uns nicht mehr«, sagte ihr Onkel, der als Gesandter des Schahs vermitteln sollte. Hat sie Persien je verstanden? Blieb es ihr nicht immer fremd? Hatten nicht die Rosen vor ihrem Palast, der Duft des Mohns, die betörenden Verse seiner Dichter sie verzaubert? Hatte sie nicht den Abgrund darüber vergessen zwischen Teheran und Rom, Paris und Berlin?

Die Dynastie siegte — die Pflicht — die Staatsräson — die Macht. Der Vater des Schahs siegte, jener harte Kavallerieoffizier, der sich mit dem Säbel den Pfauenthron holte, der nie lächelte, der dann im Exil in Südafrika starb, weil er zuviel Sympathie für Hitler hatte. Der kurz vor seinem Tode bestimmte, daß der Kaiser, wenn er in den ersten fünf Jahren seiner Ehe keinen männlichen Erben bekomme, die Pflicht habe, sich von seiner Frau zu trennen.

»Der Schah liebt mich so sehr, wie ich ihn liebe«, sagte Soraya. »Wir werden uns nie scheiden lassen.«

Prinz Ali Reza ist tot. Aber ist da nicht Schanaz, die Tochter des Schahs aus seiner ersten Ehe mit Fawzia, einer Schwester Faruks? Schanaz, die die Energie ihres Großvaters besitzt. Warum keine Gesetzesänderung? Warum keine weibliche Thronfolge? Kannte nicht das heidnische Arabien Herrscherinnen? Wurde nicht Japan einst von berühmten Kaiserinnen regiert? Führen nicht Elizabeth II. und Juliane ein gutes Regiment?

Der Schah versucht, was vor rund 200 Jahren bereits Karl VI. von Österreich mit der Pragmatischen Sanktion erzwang: die weibliche Erbfolge. Die Geschichte lehrt, daß diese Entscheidung gut war. Die Tochter, um die es ging, die aber in einem achtjährigen Erbfolgekrieg ihre Rechte verteidigen mußte, war — Maria Theresia.

Teheran ist entsetzt. Die Gläubigen verfolgen Soraya mit ihrem Haß. Sie verstehen auch den Schah nicht mehr. Eine Frau — das bedeutet eine Revolution in ihrem Leben. Nie hat eine Frau auf dem Pfauenthron gesessen, gleichberechtigt neben dem Mann. Das Parlament verweigert seine Zustimmung. Da versucht der Schah einen Umweg. Wenn er Schanaz mit Feisal von Irak vermählte? Aber Schanaz heiratet einen anderen Mann, den Ingenieur Zahedi.

Alle Vorschläge, die der Schah macht, werden abgelehnt. Iran will einen rechtmäßigen Thronerben, einen Sohn. Da beugt sich der ›Kaiser der Kaiser‹. Er bittet Soraya, ihm zu gestatten, eine zweite Frau zu nehmen. Ein Name wird in Teheran gemunkelt. Der Name einer schönen Prinzessin, 18 Jahre alt, ›biegsam wie eine Liane, mit kohlschwarzen Augen, einer Stimme, die gleich einer Quelle dahinrieselt‹, mit der Leidenschaft und der Energie der Iranerinnen des Hochadels.

Soraya kann diese zweite Frau nicht zulassen. In diesem Punkt ist sie ganz Europäerin. Ihre Welt bricht zusammen. Die Brücke von West und Ost — sie kann sie nicht überschreiten. Bekommt diese zweite Frau einen Sohn — dann ist sie für das Volk die einzige und wahre Kaiserin.

So flieht Soraya. So entläßt sie der Schah aus seiner Obhut, wie es heißt. Eine Woche lang bemüht er sich, die Abschiedsworte zu fassen. Viermal formuliert er sie — schweren Herzens. »Ich muß einen Sohn haben«, erklärt er sich der Welt, »um die Dynastie zu sichern.«

Diese Dynastie, die erst zwei Kaiser alt ist, die von einem Kavallerieoffizier begründet wurde. Wieviel Herrscher wurden im Laufe der Geschichte Persiens hinweggefegt! Wird das Opfer des Schahs sich lohnen? Wird seine Dynastie gesichert sein? Oder wird sie auf einer Woge von Öl, von politischen Intrigen hinweggeschwemmt werden? Niemand weiß es zu sagen.

Eine Tragödie zwischen Orient und Okzident ist zu Ende. Für alle jedenfalls, die sie aus der Loge des Zeitungs-, Rundfunk- und Fernseh-Theaters verfolgt haben. Für Soraya nicht. Mit leerem Herzen steht sie da. Hätte sie vor Jahrhunderten gelebt, Racine, der große Kenner menschlicher Seelen, hätte ihr Schicksal in wunderbaren Versen besungen: die Tragödie ihrer Hoffnungen, ihrer Eifersucht, ihrer Verzweiflung, ihrer Schuldlosigkeit. Die Tragödie vieler Frauen.

Aber wir leben im 20. Jahrhundert. Mit dem einen Bein in der Zukunft, mit dem anderen noch tief in der Vergangenheit.

Bis ans Lebensende in Haft

»Ich muß einen Sohn haben«, sagte Heinrich VIII., der Tudor, »um meine Dynastie zu sichern.« Das war vor über 400 Jahren. Und da Katharina von Aragonien, seine erste Gemahlin, ihm nur eine Tochter, aber keinen Thronerben schenkte, begann er ein seltsames Manöver. Er forderte Papst Clemens VII. auf, seine Ehe für ungültig zu erklären. Er sollte ihn sozusagen wieder zum Junggesellen machen. Clemens VII. jedoch lehnte es ab. Nicht, weil er vielleicht Skrupel gehabt hätte. Auch andere Ehen von Monarchen waren aus Gründen der Staatsräson geschieden worden: wegen des Salischen Gesetzes, das vor allem in Frankreich galt und nur männliche Herrscher zuließ. Nein, Clemens' Ablehnung beruhte auf seiner Abhängigkeit von Karl V., der wiederum ein Neffe Katharinas war. So wandte Heinrich sich an Erzbischof Cranmer in Canterbury. Und dieser erklärte die Ehe für nichtig. Katharina aber, die Katholische, die die Scheidung nie anerkannte, wurde bis an ihr Lebensende in Haft gehalten. Diese Scheidung beschleunigte eine Entwicklung, die England schließlich von Rom löste. Anna Boleyn, die leichtlebige Hofdame Katharinas, wurde Heinrichs zweite Frau. Er hätte sie auch als Mätresse behalten, hätte er nicht einen rechtmäßigen Erben gewünscht. Sie schenkte ihm nur ein Mädchen. Und wurde hingerichtet. Dann endlich kam der Erbe: der zarte Edward VI., geboren von Jane Seymour, der dritten Frau, die bei der Geburt starb. Von der vierten Gattin, die ihm mißfiel, ließ Heinrich sich scheiden. Die fünfte ließ er hinrichten. Die sechste überlebte ihn.

Sein Sohn aber, dem seine Wünsche gegolten, der die Dynastie sichern sollte, starb ganz jung. Und Elizabeth, Tochter Anna Boleyns, wurde die größte englische Herrscherin.

Es fehlte nicht an Stimmen damals gegen das Weiberregiment. Sie haben merkwürdige Ähnlichkeit mit der Meinung des Hofes in Teheran. Die Frau, so sagte man, sei von Natur zur Schönheit, Gebrechlichkeit, Ungeduld und Torheit verdammt. Wenn eine Frau nun aber über den Mann herrsche, so sei das eine Beleidigung Gottes. Elizabeth II. ließ sich durch alle Angriffe nicht beirren. Sie hielt die Zügel fest in der Hand. Mit ihr aber erlosch das Geschlecht der Tudors, die Stuarts folgten ihr auf den Thron.

»Ich muß einen Sohn haben«, sagte auch Napoleon, der sich in Notre-Dame selber die Kaiserkrone aufs Haupt setzte. Deshalb trennte er sich von seiner ersten Frau Joséphine Beauharnais, der einzigen, die er mehr liebte als alles andere. »Wenn die Menschen mich anwidern«, hatte er einst zu ihr gesagt, »wenn ich an dem Punkt angelangt bin, das Leben zu verfluchen, dann lege ich die Hand auf mein Herz: Dein Bild pocht darin, ich schaue es an, und die Liebe ist für mich das absolute Glück.«

Joséphine fiel in Ohnmacht

Trotzdem trennte er sich von Joséphine, als er auf der Höhe seiner Macht stand. Seine Kinderlosigkeit hatte ihn seit langem bedrückt. In den Augen seiner Mutter Letitia stand die gleiche Frage wie in den Augen Tajomoluks, der Mutter des Schahs. Zwar hatte Napoleon den Sohn Joséphines aus erster Ehe adoptiert. Zwar bemühte er sich, den vielgeliebten Sohn seines Bruders Louis an Kindes Statt anzunehmen. Aber dieses Kind starb.

Einen eigenen Sohn mußte er haben. Einen rechtmäßigen Erben, der nach ihm das Reich führen sollte, das sein Genie zusammengefügt hatte. Die Heirat mit einer Prinzessin aus alter Dynastie — so spekulierte er — würde ihm den Glanz der Legitimität geben, ihm, dem korsischen Leutnant.

»Joséphine, meine gute Joséphine«, sagte er, »du weißt, ob ich dich geliebt habe. Dir, dir allein habe ich die einzigen Augenblicke Glück verdankt, die ich in der Welt genossen habe. Mein Schicksal ist stärker als mein Wille. Meine teuersten Neigungen müssen vor den Interessen Frankreichs schweigen.«

Joséphine fiel in Ohnmacht. Als sie wieder zu sich kam, willigte sie ein. Sie behielt den Rang einer Kaiserin und führte Hof im rosenumdufteten Malmaison, einem Schloß bei Paris.

Napoleon aber führte die achtzehnjährige Erzherzogin Marie-Louise von Österreich heim, die um ihren Willen nicht befragt wurde. Bald ging Napoleons heißer Wunsch in Erfüllung: Ein Sohn wurde ihm geboren, der König von Rom. Napoleon liebte ihn mit seiner ganzen südlichen Leidenschaft. Aber als sein Stern unterging, verließ ihn Marie-Louise mit ihrem Sohn. Am Wiener Hof suchte sie Zuflucht. Dort wurde der König von Rom zum Herzog von Reichstadt. Und der Name Napoleons wurde gebannt. Marie-Louises Verhalten war für Napoleon eine große Enttäuschung. Tausendmal hatte er sein Leben den Kugeln geboten, jetzt schien es ihm nichts mehr wert. Das Gift, das er nahm, tötete ihn nicht. In der Verbannung starb der ›Emporkömmling‹. Der König von Rom aber ist nie König geworden. Mit 21 Jahren wurde sein Leben ausgelöscht.

Alles, was der Kaiser sich erhofft hatte, traf nicht ein. Sein Geschlecht verging. Seine politischen Pläne wurden zunichte. Seine Heirat mit Marie-Louise verschonte ihn nicht vor der Vergeltung Österreichs und machte Rußland zu seinem Feind. Sogar seine letzten Hoffnungen zerfielen: die Hoffnung, den Sohn oder die Gattin wiederzusehen oder nur ein Zeichen von ihnen in der Verbannung zu bekommen. Einsam starb er.

Die Geschichte ist eine harte Lehrmeisterin. In diesen Fällen scheint sie uns Frauen recht zu geben. Die Männer, die ihrer Liebe entsagten, fanden ihr Glück nicht. Aber auch ihren Dynastien, für die sie doch dieses Opfer gebracht hatten, nutzten sie durch den Verzicht nicht viel. Ob man dies in Teheran bedacht hat?

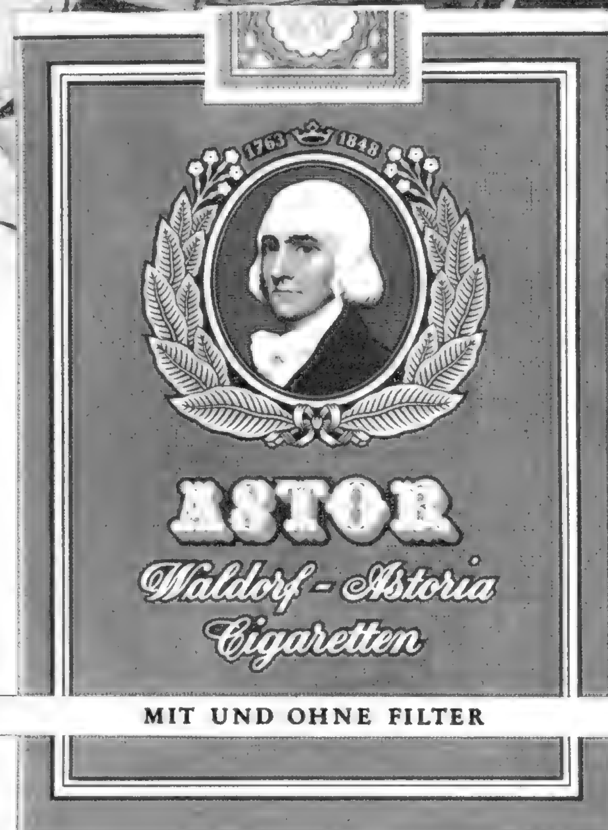



Foto: dpa

Weil kein Sohn da war, regieren in Holland die Frauen. Königin Juliane (oben) folgte der Mutter Wilhelmine. Ihr aber wird Kronprinzessin Beatrix (unten) folgen.

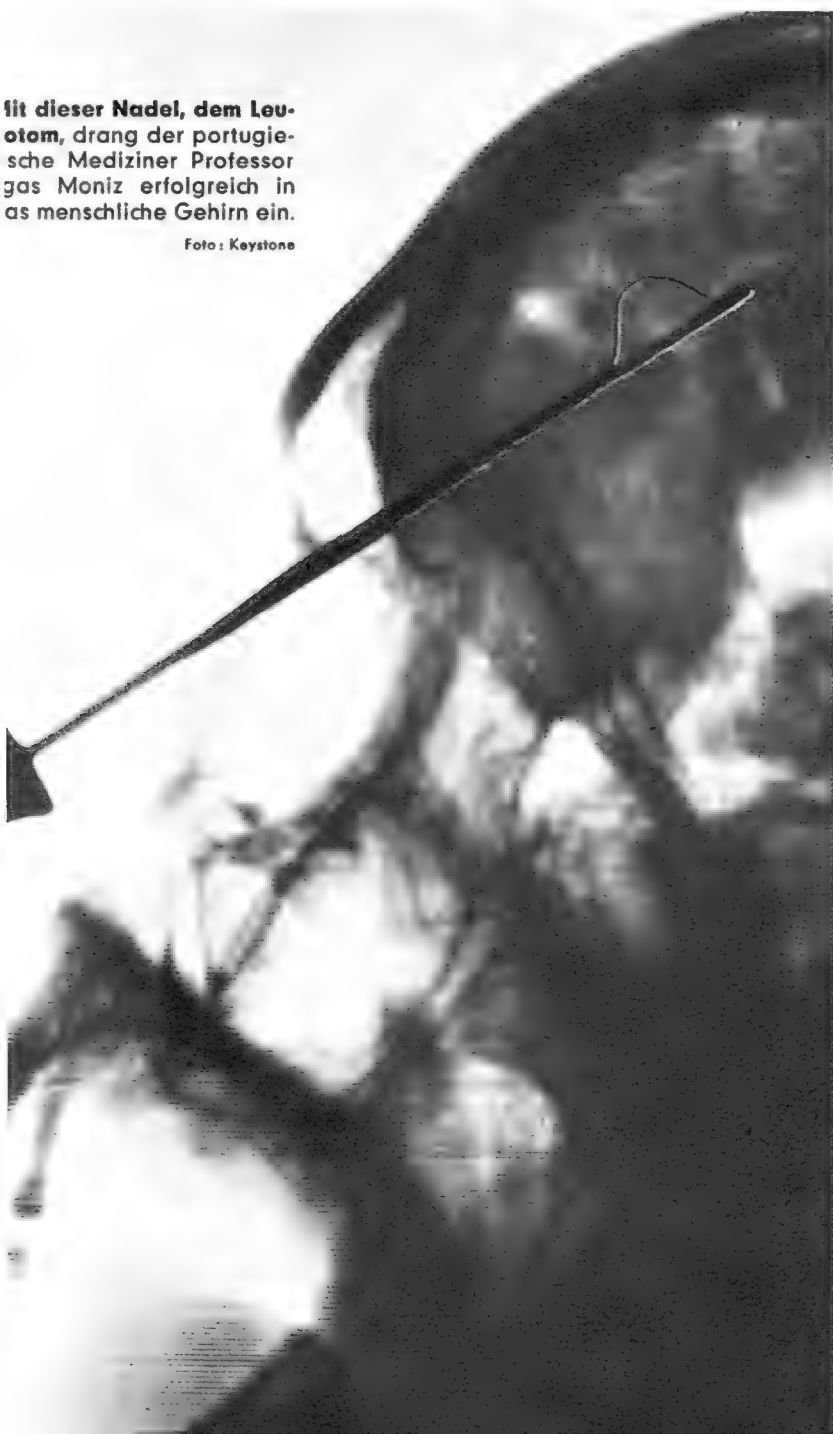


Der Ozeanriese gleicht einer schwimmenden Stadt. Sein Rauchsalon ist unser Club. Vor dem Kamin lehnt in bequemen Sesseln eine Runde welterfahrener Reisender: Kaufleute, Journalisten, Techniker – auf dem Wege in ferne Länder, zu Konferenzen, Tagungen, neuen Projekten. Ihr Gespräch geht um das Schmuckstück des Salons, ein Schiffsmodell, gekennzeichnet als „Dreimaster ENTERPRISE des Reeders Johann Jakob ASTOR, New York 1809". Jemand bemerkt: „Holländer gründeten, Briten nahmen, Amerikaner behielten New York. Der deutsche Bauernsohn ASTOR aber machte es zum Heimathafen seiner Handelsflotte und sich selbst zum reichsten Mann der Neuen Welt . . ."



INE WARNUNG AN UNS ALLE

Hände weg vom Menschen!



lit dieser Nadel, dem Leu-otom, drang der portugie-sche Mediziner Professor gas Moniz erfolgreich in as menschliche Gehirn ein.

Foto: Keystone

Wir leben im Zeitalter der Atomangst. Seit den 170 000 Toten von Hiroshima und Nagasaki will die Furcht nicht mehr zur Ruhe kommen.

KRISTALL ist aber der Meinung, daß es Gefahren gibt, die nicht geringer sind als der Atomtod, Gefahren, die sich allerdings auf den ersten Blick gar nicht als Gefahr zu erkennen geben. Sie tarnen sich mit dem Mantel wissenschaftlichen Fortschritts. Wir begrüßen sie als ›Helfer der Menschen‹. Und doch sollten wir sie fürchten wie die Atombomben. Wir meinen die Gefahren aller psychologischen, medizinischen und biologischen Versuche, die darauf hinauslaufen, den Menschen und sogar seine Erbmasse zu ›verbessern‹. Der berühmte Schweizer Biologe Adolf Portmann sagt: »Ich bin überzeugt, daß Anwendungen von Entdeckungen nur gewagt werden können, wenn der Grundstock des Menschlichen unangetastet bleibt. Die Wissenschaft darf nicht viel weitergehen als der Kosmetiker, der mit seinen Eingriffen einen Augenbogen ein wenig verändert ...« Geht sie wirklich nicht weiter?

Mit dem sogenannten Lügendetektor ist es heute möglich, dem Menschen Geheimnisse zu entreißen, die er freiwillig nie preisgegeben hätte. — Aber ist ein Mensch ohne Geheimnisse noch ein Mensch?

Mit den Methoden der modernen Gehirnchirurgie ist es heute möglich, Teile des Hirns stillzulegen und dadurch die menschliche Persönlichkeit entscheidend zu verändern. — Aber ist ein so veränderter Mensch noch der alte Mensch, noch wirklich ein Mensch? — Mit den Arbeiten der zwei französischen Biologen Benoit und Leroy, die aus Peking-Enten durch Injektion eine neue Entenrasse entstehen ließen, wurde klar, daß man das Erbgut des Lebendigen heute entscheidend verändern kann. Was heute den Enten geschieht, kann morgen Menschen geschehen. Aber wird solch ein Mensch noch ein Mensch sein?

Genau hier geschieht der Eingriff in die menschliche Natur. Morgen wird durch eine Injektion einem Erbkranken ein gesundes Kind beschert. Und übermorgen? Wird da mit Hilfe einer anderen Injektion eine neue Menschenrasse gezüchtet — die dem Staat genehm ist?

KRISTALL wird in diesem und in den folgenden Heften die Gefahren aufzeichnen, die in solchem ›Fortschritt‹ liegen. Niemand bezweifelt, daß die Entdeckungen, die zu solchen Gefahren führen, mit besten Absichten gemacht worden sind. Aber auch Albert Einstein und Otto Hahn haben die Atombombe nicht gewollt. Dennoch ist sie gefallen.

Der Griff in den Geist

VON DR. PAUL HÜHNERFELD

Vor genau zehn Jahren entbrannte in Paris ein heftiger Streit zwischen den Gerichtspsychiatern und Pariser Anwälten, in dem die Anwälte den Ärzten Verletzung des Berufsgeheimnisses und Körperverletzung vorwarfen. Es handelte sich dabei um einen Mann namens Raymond Cens, einen schweigsamen Angeklagten, der wegen Kollaboration mit der deutschen Besatzung vor Gericht stand. Daß Cens schweigsam war, brauchte nicht unbedingt daran zu liegen, daß er sich schuldig fühlte: Vielmehr hatte der Angeklagte einen Schlaganfall und als Folge davon eine Sprachlähmung erlitten. So jedenfalls behaupteten Anwalt und behandelnder Arzt. — Wie aber, wenn das nur ein Vorwand war, wie, wenn Cens um keinen Preis sprechen wollte?

Der Richter muß wohl dieser Ansicht zugeneigt haben, denn er ord-

Fortsetzung Seite 14

Schön wär's ja, wenn der Regen Haare wachsen ließe! Aber sie sind nun einmal anspruchsvoller und verlangen — genauso wie der Körper — eine regelmäßige Vitamin-Versorgung. Darum sollte man täglich, und zwar möglichst morgens und abends, dem Haar durch PANTEEN Vitamin-Nahrung zuführen!

Doch Regen läßt das Haar nicht wachsen...



Pflegen Sie Ihr Haar mit PANTEEN! Schon nach kurzer Anwendung beseitigt es Schuppen rasch und radikal, stoppt den Haarausfall und läßt die Haare bald wieder kräftiger, fülliger — und schöner werden.

Jahrzehnte hindurch hatten sich namhafte Forscher mit dem Problem beschäftigt, worauf der sich immer mehr ausbreitende Haarausfall zurückzuführen sei. Tierexperimente ergaben schließlich, daß Fellveränderungen (wie Schuppenbildung und Haarausfall) dann auftraten, wenn den Tieren ein bestimmtes Vitamin aus dem B-Komplex vorenthalten wurde. Damit war endgültig festgestellt: Auch das Haar braucht Vitamine!

Von dieser Erkenntnis bis zur praktischen Nutzanwendung war der Weg jedoch noch weit. Das schwierigste Problem bestand nämlich darin, das entscheidend wichtige Vitamin chemisch so aufzubereiten, daß es von der Kopfhaut auch wirklich aufgenommen werden und seine natürlichen Funktionen erfüllen kann.

In dem pharmazeutischen Weltunternehmen Hoffmann-La Roche gelang endlich die Lösung dieser Aufgabe. In seinen Laboratorien wurde der Wirkstoff „Panthenol" entwickelt, der heute von den Ärzten bei bestimmten Erkrankungen der Haut und des Haares bevorzugt verordnet wird. Für die tägliche Haarpflege aber wurde das Vitamin-Haarwasser PANTEEN mit „Panthenol" geschaffen, das sich in 72 Ländern der Erde bewährte und auch in Deutschland bereits führend ist.

PANTEEN

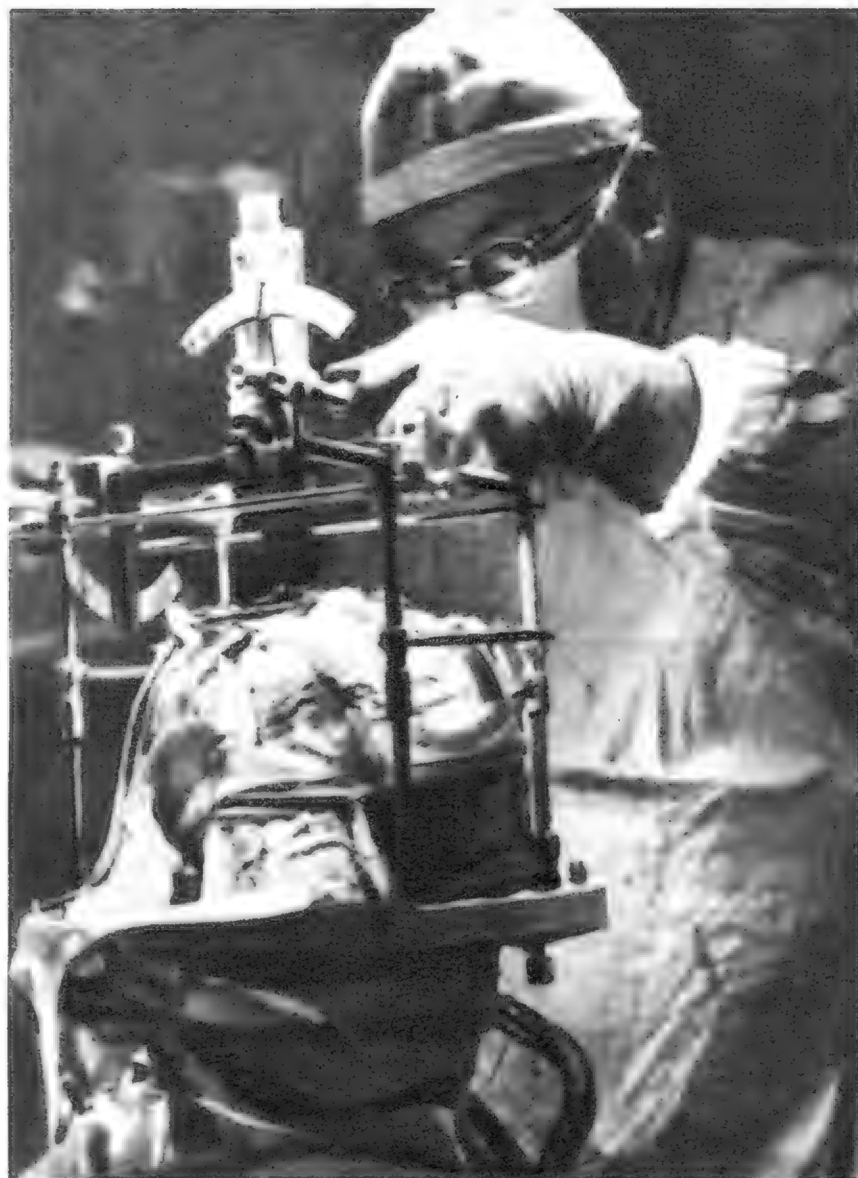
das

VITAMIN-HAARWASSER



PANTEEN gibt es mit und ohne Fett. Die Standardflasche kostet 3,45 DM; die Doppelflasche nur 5,85 DM. Für die Pflege des weißen oder grauen Haares empfiehlt sich PANTEEN BLAU (ohne Fett) zu 5,85 DM.

5 G 166 I


Foto: Time Life

Der Gehirn-Chirurg bei der Arbeit. Hier wird die Nadel in das Gehirn des Kranken eingeführt. Der Patient sitzt bei dieser modernen Operation.

Der Griff in den Geist

Fortsetzung von Seite 12

nete etwas Revolutionäres für die französische, für die europäische Gerichtsbarkeit an: Er beauftragte zwei Gerichtspsychiater, bei Raymond Cens die sogenannte ›Narkoanalyse‹ anzuwenden. In der ›Narkoanalyse‹ gewann Cens die verlorene Sprache zurück und legte das gewünschte Geständnis ab. Da er dies Geständnis später im ›normalen‹ Zustand bestätigte, wurde er verurteilt, obwohl sich in fast allen europäischen Ländern gegen diese Methode der Wahrheitsfindung Protest erhob. Dies war der erste Eingriff in die menschliche Seele, der von einem westeuropäischen Gericht vorgenommen wurde und in dem man dem Angeklagten das Recht zu schweigen entriß.

Die ›Narkoanalyse‹ ist ein typisches Beispiel dafür, wie wissenschaftliche Entdeckungen einen ganz anderen Weg nehmen, als sich ihre Entdecker erträumt hatten. Denn Dr. House aus Texas hatte im Jahre 1922 durchaus nicht vor, den Menschen das Schweigen zu verbieten oder ihnen das Lügen abzugewöhnen.

Dr. House war Frauenarzt und von dem verständlichen Wunsch geleitet, den Frauen, die zu ihm zur Entbindung kamen, die Geburt zu erleichtern. Deswegen spritzte er ihnen ein schmerzstillendes Mittel ein, das sogenannte Scopolamin. Und tatsächlich linderte Scopolamin die Geburtsschmerzen; aber House erzielte noch einen nicht beabsichtigten zweiten ›Erfolg‹. Die Patientinnen wurden nach der Spritze ungemein gesprächig, erzählten Dinge aus ihrem Leben, die sie unter normalen Umständen überhaupt nicht ausgesprochen hätten. Es stellte sich heraus, daß Scopolamin die Aktivität des Zentralnervensystems der Gehirnrinde und des Kleinhirns herabsetzt und dadurch Hemmungen beseitigt und die Lust zum Erzählen erhöht.

Als die medizinischen Forscher dies wußten, gingen sie durchaus nicht hin und empfahlen Scopolamin für besonders verstockte Angeklagte. Was sie mit dem neuen Mittel anfangen wollten, schien vollkommen in Ordnung. Sie empfahlen nämlich den Psychoanalytikern und Psychiatern, es an Stelle der zeitraubenden Psychoanalyse einzusetzen. Sie argumentierten ganz richtig, daß man mit Scopolamin (heute verwendet man verbesserte Präparate wie Bulbokapnin und Diabemin) in einer einzigen Behandlung seelische Verwundungen sichtbar machen könnte, wozu die Psychoanalyse manchmal Wochen, wenn nicht Jahre brauchte — weshalb die Ärzte und Psychologen der Verwendung dieser ›Wahrheitsdrogen‹ denn auch den Namen ›Narkoanalyse‹ gaben.

Eine Entdeckung läuft davon

Aber die Entdeckung lief den Entdeckern fort in die Gerichte, in die Gefängniszellen. In Amerika werden Wahrheitsdrogen heute oft sogar auf ausdrücklichen Wunsch der Angeklagten angewandt. Offenbar kann niemand mehr die wichtige und nützliche Entdeckung des Dr. House dahin zurückrufen, wo allein sie eine Berechtigung hat: in die Klinik zur Schmerzlinderung, im Höchstfalle in die Hände eines verantwortungsbewußten Psychoanalytikers zur Behandlung neurotischer Menschen.

Und doch ist dieser Eingriff in die menschliche Persönlichkeit noch harmlos gegen die Folgen jener Entdeckung, die Egas Moniz an einem trüben Dezembertag des Jahres 1935 in Lissabon machte. Moniz war Psychiater und Gehirnchirurg. Er hatte wenige Jahre später als Sigmund Freud beim berühmten französischen Nervenarzt Charcot in Paris assistiert, der die Hypnose in die Medizin eingeführt hat. Moniz studierte vor allem die Schizophrenie, eine besonders schwere Form der Geisteskrankheit, in der Menschen vom Wahn verfolgt, von Ängsten geschüttelt, von Grauen übermannt werden können. Moniz wollte nichts anderes, als einem solchen, an schwerer Schizophrenie erkrankten Menschen helfen, als er mit einer von ihm selbst konstruierten Hohlnadel, die er ›Leukotom‹ nannte, die Schädeldecke des Patienten durchbohrte und die Nervenstränge zwischen Stirnhaut und Zwischenhirn durchschnitt. Und tatsächlich hatte Moniz Erfolg Die kühne Operation glückte, der Kranke litt unter seiner Schizophrenie kaum noch. Allerdings hatte er sich verändert. Aber um zu begreifen, wie er sich verändert hatte, muß man wissen, was es bedeutet, Stirnhirn und Zwischenhirn voneinander abzutrennen.

Das Ende der Angst?

Das menschliche Gehirn ist für alle willkürlichen Leistungen des Menschen, für Gedächtnis und Willensübungen verantwortlich. Ob ein Mensch klug oder dumm, mutig oder feige, still oder erregt ist, all dies entscheidet sich im Gehirn. Nicht als ob das Gehirn Seele und Geist nun selbst wäre; es gibt dem Menschen vielmehr die Möglichkeit, seinen Verstand, seine Seele und seinen Geist in unserer körperlichen Welt erscheinen und tätig werden zu lassen.

Der beherrschende Teil des Hirns ist das Großhirn, das beim Menschen von allen Lebewesen am ausgeprägtesten ist. Seine Leistungen sind allerdings nur möglich, wenn alle seine Teile reibungslos funktionieren. Die Leitung der Reize aus dem Körper und die Befehle an den Körper übernehmen die Nervenbahnen. Sie durchziehen das Hirn wie die Drähte eine Telefonzentrale. Wenn ein Kind allein im dunklen Keller Angst empfindet, so kann das bedeuten: Gefühlsimpulse, die als Angst empfunden werden, sind aus dem Stirnhirn in die Hirnzentrale, den Thalamus, geleitet worden, und werden dort bewußt gemacht. Das ist eine ganz normale Reaktion, weil niemand es bei einem kleinen Kind verwunderlich findet, daß es im Dunkeln Angst spürt. Wenn aber in der gleichen Situation bei einem Erwachsenen eben dasselbe Angstgefühl auftritt, so ist das schon erstaunlicher, weil der äußere Grund — ein dunkler Keller — für die Stärke der Reaktion eigentlich nicht mehr ausreichend ist. Tritt aber eine Angstsituation beim Erwachsenen auf ohne jeden Grund, so ist der Fall bedenklich, und der Betroffene oder sein Arzt müssen sich ernstlich fragen, ob hier nicht der Beginn einer Störung oder gar eine Krankheit vorliegt. Gehirnchirurgisch ausgedrückt bedeutet das: Das Gehirn leitet auch dann Angstimpulse weiter, wenn eigentlich gar keine oder doch nicht so starke vorhanden sein dürften.

Eben dies kann in quälendem Ausmaß bei der Schizophrenie geschehen. Bei dem bedauernswerten Kranken scheinen die Stirnhirnregungen völlig aus dem Gleichgewicht gekommen zu sein. Mit schrecklicher Kraft werden Angststöße in die Hirnzentrale gejagt, bringen dort alle anderen ebenfalls gerade eintreffenden ›Telefongespräche‹ durcheinander, zerstören alle Verbindungen und jagen hemmungslos weiter.

Das war die Theorie der Schizophrenie, von der Egas Moniz ausging. Und er überlegte richtig: ›Wenn ich verhindern könnte, daß diese Angsttelefongespräche in der Hirnzentrale empfangen werden, müßte sich der paradoxe Tatbestand ergeben, daß der Kranke von seiner Schizophrenie zwar nicht geheilt ist, aber daß er sie gar nicht mehr bemerkt. So müßte es möglich sein, ihn zwar nicht von seiner Krankheit, wohl aber von seinen Qualen zu erlösen. Es muß mir nur gelingen, die Leitung zur Zentrale zu zerstören.‹ — Genau dies tat Moniz in jener kühnen Operation vom 12. Dezember 1935 mit seiner Nadel, indem er die Telefonleitung zwischen Hirnzentrale und Stirnhirn durchschnitt. Diese Operation wird ›Leukotomie‹ genannt.

Es ist nicht zu beweifeln, daß bei diesem und bei Tausenden von Patienten, die später nach derselben Methode, vor allem in den USA, operiert wurden, der gewünschte Erfolg fast immer eintrat. Die von Angst und Schrecken erfüllten Menschen erhoben sich in vielen Fällen vom Operationstisch zufrieden, glücklich, beruhigt. Die alten Wahnideen verspürten sie zwar noch, aber sie jagten ihnen keinen Schrecken mehr ein. Es war nun möglich, mit diesen Wahnideen einigermaßen zufrieden zu leben. Allerdings zeigten sich, vor allem bei den ersten Patienten, die operiert wurden, Nebenwirkungen, mit denen Moniz und seine amerikanischen Kollegen nicht gerechnet hatten. Die operierten Menschen hatten sich zum Teil merkwürdig verändert. Einige von ihnen waren antriebslos geworden. Sie verspürten zwar keine Angst, aber auch keine Freude mehr. Während ihr Verstand, also alle jene Denkregungen, mit denen man intellektuelle Leistungen vollbringt, vollkommen in Ordnung schien, fehlte es ihnen an Gefühl. Sie waren von einer Gleichgültigkeit durchzogen, oft auch ohne moralische Kraft, so daß sie Dinge taten, die sie vor der Operation und vor ihrer Krankheit nie getan hätten. Sie ähnelten, obwohl ihr Verstand einwandfrei funktionierte, Kindern, die noch nicht recht wissen, was gut und böse ist, und die das auch gar nicht wissen wollen. Sie taten, was ihnen gesagt wurde und sonst nichts.

Da wurde es den Forschern klar, daß man mit der Leukotomie offenbar mehr durchschnitten hatte als nur die Telefonleitung für Angstgefühle. Natürlich hatte niemand mehr durchschneiden wollen. Alle Ärzte waren nur von dem begreiflichen ethischen Wunsch geleitet, den unheilbar schwerkranken Menschen ihr Schicksal zu erleichtern. Und deshalb ist es nicht verwunderlich, daß die Gehirnchirurgen und Psychiater sofort darangingen, die Operation zu verbessern, den Schnitt ›gezielter‹ anzulegen, so daß heute bei der Leukotomie die persönlichkeitsverändernden Nebenwirkungen meistens leichter, in glücklichen Fällen fast gar nicht auftreten.

Charakter nach Wunsch

Aber für die Warnung, die hier ausgesprochen werden muß, kommt es auf diese Verbesserung nicht an. Hier kommt es nur darauf an, festzustellen, daß seit der Operation des portugiesischen Professors, für die er mit dem Nobelpreis ausgezeichnet wurde, plötzlich die praktische Möglichkeit besteht, mit verhältnismäßig unkomplizierten Eingriffen ganze Partien des Hirns lahmzulegen und im Menschen fast jede gewünschte Eigenart seines Charakters zu verändern. Denn man weiß heute ziemlich genau, wie die verschiedenen Telefonleitungen im Hirn laufen und welche ›Ferngespräche‹ aus dem Körper und an den Körper sie übermitteln. Und was man noch nicht genau weiß, wird man in absehbarer Zeit erkannt haben.

Die Forscher sind in den letzten Jahren meistens bei kranken Menschen den Telefonleitungen und Telefonposten des Hirns nachgegangen. Wenn zum Beispiel ein Kranker einen Hirntumor hatte, so haben sie festgestellt, wo dieser Tumor saß und was daraufhin an normaler Hirnfunktion ausfiel. Auf dieselbe Weise haben sie Hirnverletzte und Geisteskranke untersucht. Andere Forscher sind allerdings der Meinung, daß ein Schluß vom kranken Hirn auf das gesunde nicht ganz zulässig sei. Mit anderen Worten: Sie bezweifeln nicht, daß bei einem an Schizophrenie leidenden Menschen das Stirnhirn die Angstgespräche zur Zentrale durchgibt, aber sie bezweifeln, ob dieselbe

Fortsetzung Seite 16

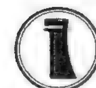
Vollkommenheit des Genusses

ist an die Reinheit des Genusses gebunden.
Es ist ein Grundgesetz der Natur: Das Reinste
ist immer das Feinste.



Die Sortenbezeichnung ERNTE 23 garantiert eine naturreine Mischung.

VON HÖCHSTER REINHEIT



REEMTSMA

ERNTE 23

FILTER

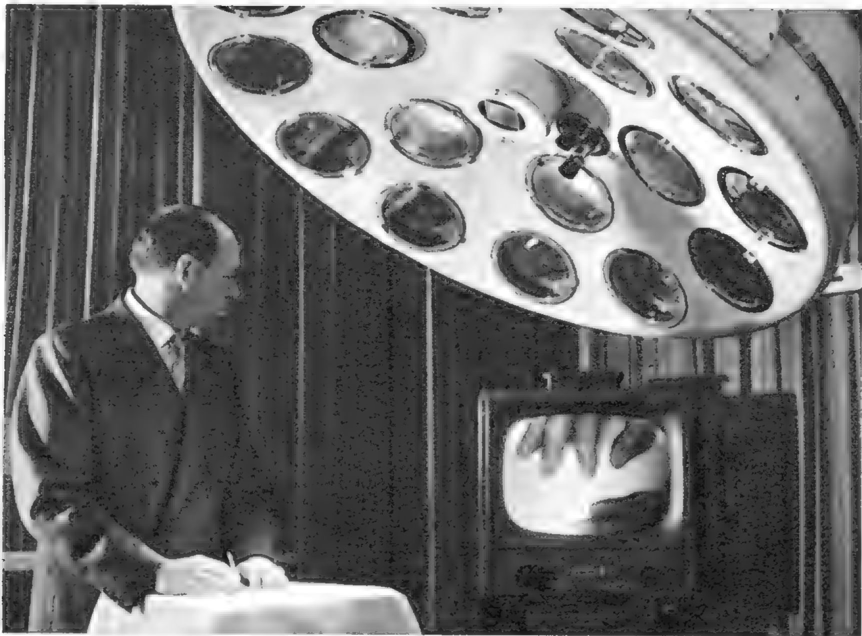


Foto: Keystone

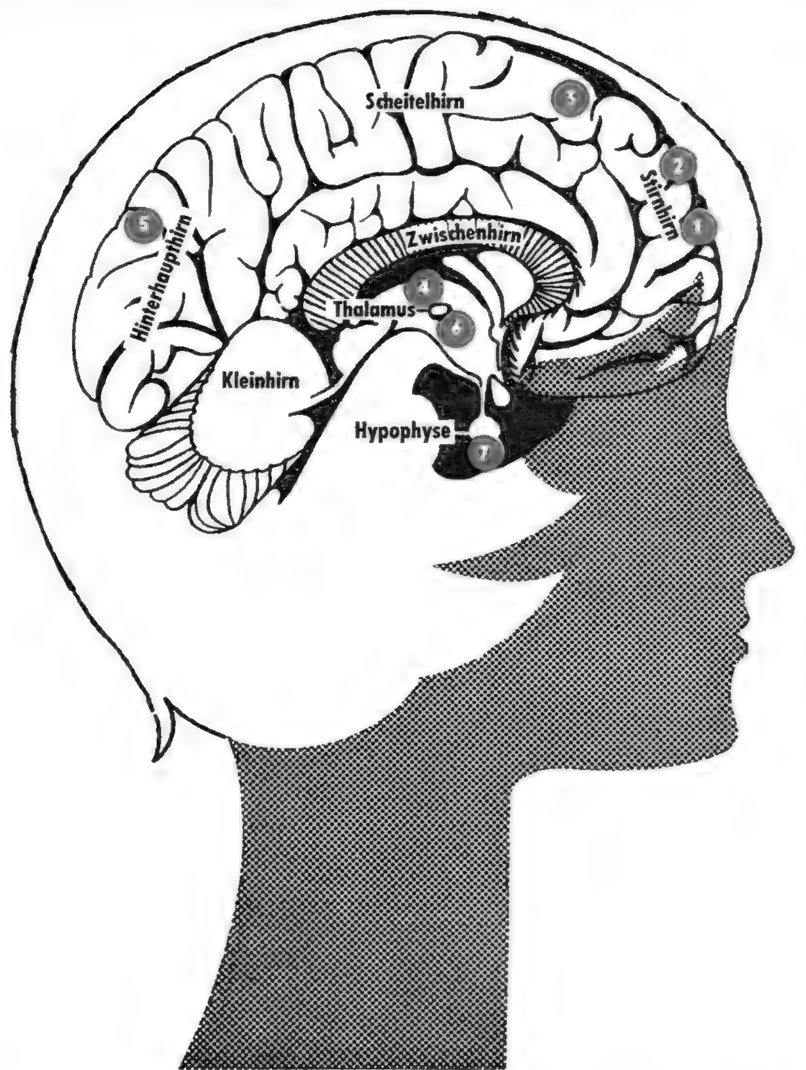
Das ist eine Operationslampe mit eingebauter Fernsehkamera. Sie kann komplizierte Eingriffe in das menschliche Gehirn Studenten verdeutlichen.

Griff in den Geist

Fortsetzung von Seite 14

Leitung beim gesunden Hirn unbedingt dieselben Funktionen erfüllt. Wer hier recht hat, ob die Gruppe von Forschern, die das Hirn schon heute nach den Diensten einteilt, die es für die Übermittlung geistig oder seelischer Inhalte des Menschen leistet, oder jene, die mit solcher Einteilung zurückhaltend sind, ist heute noch unentschieden. Aber selbst wenn die zweite Gruppe recht haben sollte, kann es nur noch eine Frage der Zeit sein, bis man zumindest die Schaltstellen der seelischen und geistigen Übermittlungen im gesunden Gehirn genau bestimmen kann.

Ganz sicher kann man heute schon bestimmte Hirnteile für alle sinnlichen Qualitäten des Menschen verantwortlich machen. In den einzelnen Windungen des Großhirns und seiner Teile — Stirnhirn, Scheitelhirn und Hinterhaupthirn — können wir die verantwortliche Übermittlung für das Körpergefühl, für Riechen und Schmecken, für Bewegungsreize, für Augenbewegungen finden. Aber wir wissen heute auch schon, daß unser Großhirn das Organ der bewußten Wahrnehmung des Denkens und Wollens und ihrer gegenseitigen Verknüpfungen ist. Ebenso wissen wir,



Zeichnung: Einicke

Forscher stellten die Stellen des Gehirns fest, die für den Menschen entscheidend sind: Persönlichkeit (1), Antrieb und Willen (2), Gedächtnis und Wissen (3), Sprache (4), bildliches Erinnern (5), Vermittlung der Empfindungen (6 — vielleicht der wichtigste Punkt), Schlaf, Hunger, Durst und Trieb (7).


Foto: AP

Der portugiesische Gelehrte Egas Moniz, Begründer der Leukotomie.

daß Gefühls- und Empfindungseindrücke vom Großhirn in die Zentrale des Thalamus weitergegeben und dort umgeschaltet werden. Wir sind dabei, diese Gesamtfunktionen des Großhirns und des Thalamus im einzelnen festzulegen. Schon gibt man die Punkte an, wo das seelische Ich und der Wille, wo die Gedanken und der Geschlechtstrieb, wo optisches Denken und Handeln ihren genauen Sitz haben.

Viele dieser Punkte sind schon heute für die Nadel des Gehirnchirurgen erreichbar. Einem Menschen, den man apathisch machen will, kann man das Willens-Zentrum abtrennen. Einem Menschen, dessen Charakter als zu stark empfunden wird, kann man die Leitungen, auf denen seine Charakterimpulse übermittelt werden, verändern. Und es wird prinzipiell möglich sein, einen Mann, der durch die Schärfe seines Verstandes Furcht erregt, von seinen eigenen scharfen Gedanken gleichsam abzutrennen, ohne daß sein Gefühlsleben dabei in Unordnung gerät. Nach allen diesen Eingriffen werden die Betroffenen weiterleben, vielleicht sogar glücklich weiterleben können. Nur ob sie dann noch als Menschen weiterleben — das ist zweifelhaft.

In falschen Händen...

Der Griff in das Schaltzentrum des menschlichen Geistes begann mit der ›Narkoanalyse‹, die nur Schmerzen erträglich machen sollte, in Wirklichkeit aber dem Menschen die Möglichkeit des Schweigens nahm. Der Griff in den Menschen wurde härter, als Egas Moniz seine geniale Operation durchführte, die ausschließlich dazu gedacht war, schwerleidenden Menschen Linderung zu verschaffen. Beide Entdeckungen waren ein unbezweifelbarer Fortschritt der menschlichen Wissenschaft. Wohin aber können sie führen, wenn sie in falsche Hände geraten? In die Hände eines skrupellosen Diktators, der ein ganzes Volk so zu seinem willenlosen Werkzeug machen kann. In die Hände eines maßlosen Siegers, der die Unterlegenen für immer zu Sklaven ›verbessert‹!

Über diese Möglichkeiten wird wenig gesprochen. Viele Forscher hören es nicht gern. Und das ist verständlich. Sie wollen das Beste, aber sie können uns nicht garantieren, daß mit ihren Entdeckungen auch in aller Zukunft das Beste gewollt wird. Die Gefahr, daß mit diesen Methoden ein Mensch zerstört, zum willenlosen Werkzeug herabgewürdigt werden kann, ist gegeben. Wir dürfen sie nicht länger übersehen.

Im nächsten Heft: Der Lügendetektor besiegt den Menschen. Die ›Wahrheit‹ unter elektrischem Stromstoß.



Seine Bilder kosten Millionen

Die Bibliothek des Malers ist angefüllt mit kostbaren Antiquitäten. Sie liegt im ersten Stock seines Wohnsitzes, eines Schlosses aus der Zeit Ludwigs XIII., das in der kargen Landschaft der Haute-Provence steht.

Robert Descharnes besuchte und fotografierte Bernard Buffet für KRISTALL



Foto: AP

Dieses Plakat entwarf Buffet für eine Ausstellung zeitgenössischer Maler. Sie heißt ›Die Pariserinnen‹ und ist bis zum 25. Mai in dem Musée Galliera zu sehen.

Wenn er Zeit und Lust hat, unternimmt der 30jährige Maler Buffet mit seinem Jagdhund Spaziergänge durch den weiten Schloßpark, in dem es uralte Bäume gibt, englische Rasenflächen und sogar zwei kleine Seen. Aber solche Stunden schöpferischer Pause sind selten für Bernard Buffet: besessen, gleichsam ohne Atem, malt er über 150 Bilder im Jahr, manchmal sogar zehn Bilder in einer Woche.

Dem dreißigjährigen Pariser Maler Bernard Buffet prophezeien Kritik und Publikum die Anwartschaft auf Picassos Thron.

Von GERTRUDE von SCHWARZENFELD

In einer kleinen Galerie am Montmartre sah ich 1948 zum ersten Male ein Bild von Buffet. Das Bild war nicht groß: es stellte ein einziges Insekt mit spinnenartigen Beinen dar, das die ganze Fläche ausfüllte. Es wirkte wie ein Vampyr. Ich war befremdet, zugleich gefesselt und fragte: »Wer ist dieser Maler?« — »Ein sehr begabter junger Mann, von dem man noch hören wird«, sagte der Kunsthändler.

Erfolg ist so rätselhaft wie das Glück. Vor zehn Jahren malte Bernard Buffet noch, arm und halbverhungert, Elendsbilder in einer ungeheizten Mansarde, heute malt er die gleichen Elendsbilder und verdient mit ihnen bereits mehr als Picasso. Seine Preise liegen zwischen 80 000 und 2 Millionen Francs (etwa 750 bis 18 000 DM). Er malt ungefähr 150 Bilder im Jahr und verfertigt zahllose Zeichnungen und Lithographien. Trotz seiner unermüdlichen Produktion übersteigt die Nachfrage das Angebot, und sein Kunsthändler nimmt Vorbestellungen für noch nicht gemalte Bilder entgegen.

Diesen Erfolg nennen die Neider ›Glückssache‹, ›Bluff‹, ›Publizitätsrummel‹. Auf den Buffet-Ausstellungen, die jeden Februar in der Galerie David-Garnier stattfinden, sieht man junge Maler, grüblerisch oder verärgert, vor Buffets Bildern stehen, sieht sie die dünn überpinselte Leinwand aus der Nähe prüfen, als ließe sich das Geheimnis des Erfolges aus den Pinselstrichen ablesen, hört ihre Ausrufe: »C'est une blague!« — »Das ist keine Malerei! Das ist nichts, rein gar nichts . . .«

Wenn diese Malerei nichts ist, woher stammt dann ihre unbestreitbare Faszination? Ist der Fall Bernard Buffet nur ein neues Beispiel für kulturellen Snobismus? Oder hat diese Malerei deshalb eine so breite Wirkung, weil hinter der tragischen Maske ihrer Figuren eine echte Verzweiflung liegt?

Buffet war elf Jahre alt, als der zweite Weltkrieg ausbrach, und er erlebte in dem besetzten Paris Hunger, Frieren, den Mangel am Lebensnotwendigen, hörte von den Geiselerschießungen, von Konzentrationslagern, politischen Verfolgungen. Er hat diese Erlebnisse nicht vergessen und zeugt für die ›geopferte Generation‹. Haben wir jene Zeit vergessen? Wir haben sie nur verdrängt.

Erfolg ist auch ein Symptom. Bei der jungen Romanschriftstellerin Françoise Sagan ist er wohl nicht zuletzt auf das Titelwort ihres Erstlingswerks zurückzuführen; es brachte die Grundstimmung der jungen Generation zum Schwingen, die



et vor einem Bild seines neuen Zyklus über Leiden und Sterben der
iligen Johanna‹. Dieser Zyklus wurde jetzt in Paris ausgestellt.

Traurigkeit einer Jugend, die sich in den ernüchterten Nachkriegsjahren zum erstenmal in der Welt umsah und nichts fand, woran sie glauben konnte. Die beiden Vertreter der ›Tristesse‹ der jungen Generation haben sich jetzt zu gemeinsamer Arbeit zusammengefunden: Françoise Sagan schrieb ein Ballett und Buffet entwarf die Bühnenbilder.

Erfolg kann aber auch die Persönlichkeit eines Künstlers mehr verbergen als erhellen. Wer ist Bernard Buffet? Er ist der Sohn eines Pariser Fahrradhändlers, welcher seine Frau nach einigen Ehejahren verließ. Im Alter von vierzehn Jahren verlor Buffet auch die Mutter. Er hat diesen Verlust nie verwunden. Die Legende, die sich bereits um Buffet rankt, erzählt, daß er in der Nacht nach dem Tod seiner Mutter sein erstes ›christliches‹ Bild malte — eine Kreuzabnahme, »ganz in Grau und Schwarz, ohne sich auch nur einmal zu unterbrechen, um die Tränen abzuwischen, die seine mit Kohle beschmierten Wangen furchten.«

Verlust, Leid, Not sind Grunderfahrungen Buffets, und sie sind das Grundthema seiner Bilder. Er wandelt dieses Thema in immer neuen Variationen ab. Er malt die verschiedensten Gegenstände, aber der Bildinhalt drückt immer das gleiche aus — die Trostlosigkeit der Existenz.

Mit achtzehn Jahren stellte Buffet zum erstenmal im Salon d'Automne aus; er malte in jenen Jahren karge Stilleben — eine Flasche, eine Kasserolle, eine Gabel auf einem Küchentisch. Auf jedes Bild setzte er sehr deutlich seinen Namenszug. Dieser steile, spitze Namenszug faßt gleichsam seinen ganzen Stil zusammen. Immer wieder malte er auch das Porträt eines schwindsüchtigen jungen Mannes — es war ein Selbstporträt. Eines dieser frühen Bildnisse sah der Pariser Kunstsammler Doktor Girardin bei einem Wettbewerb um den ›Preis der jungen Malerei‹. Buffets Bild wurde nicht prämiiert, aber Girardin, der einen Spürsinn für echtes Talent besaß, besuchte Buffet in seiner Mansarde und kaufte ihm für zehntausend Francs vier Bilder ab. Ihm folgte der Kunsthändler David, der mit dem jungen Maler einen Vertrag abschloß; von

nun an war Bernard Buffet aller materiellen Sorgen enthoben.

Der große Erfolg begann mit den Bilder-Zyklen ›Die Passion‹ (1954), ›Der Schrecken des Krieges‹ (1955), ›Der Zirkus‹ (1956), ›Paris‹ (1957), ›Die Jungfrau von Orléans‹ (1958). Die Eröffnung der Ausstellung in der Galerie Charpentier, die gegenwärtig eine Rückschau auf sein Schaffen zeigt, war ein gesellschaftliches Ereignis. Noch in der zweiten Ausstellungswoche standen die ›Leute Schlange, um Einlaß zu finden.

Buffet selbst scheint von seinem Erfolg unberührt. Seine Kunst ändert sich nicht; sie bleibt Armutsmalerei, obwohl er nun ein kleines Schloß in der Provence besitzt und ein Landgut in der Bretagne. Er hat zahlreiche Diener, einen Rolls-Royce, einen Buick, einen Jaguar. Er hat einen Küchenchef, der ihm seine bevorzugten Leckerbissen bereitet, denn er ist ein Gourmet geworden. Er läßt seine Anzüge beim besten englischen Schneider in London machen und sieht aus, als sei er für das Leben eines Grandseigneurs geboren. Tatsächlich aber arbeitet Buffet wie von einem Dämon besessen. Er arbeitet in einem großen kahlen Atelier, das mit Scheinwerfern von 1000 Watt erleuchtet ist, das Licht brennt auch am Tage. Er arbeitet oft von morgens bis nach Mitternacht und raucht unzählige Zigaretten dabei. Sein Gewissen und der Alpdruck unserer Zeit scheinen ihm keine Ruhe zu lassen. Sie zwingen ihn, seine Erfahrung des Schmerzes und seine Sorge immer von neuem auszusagen. Der Ernst und die Strenge seines Stils entkräftigen den häufigen Vorwurf, er male nur, um Geld zu verdienen.

In einem Artikel in ›Les Lettres Françaises‹ verwahrte sich Buffet gegen die Anklage, zuviel Geld zu verdienen. Rubens und Michelangelo hätten ähnlich hohe Summen verdient. — »Es gab eine Zeit, da man den Künstler nicht als ein sonderbares Tier betrachtete, das schmutzig ist und sich von Brotkrusten ernährt, sondern da er wirklich Teil seiner Nation war. Man rechnete mit ihm, denn man wußte damals, daß die Königreiche schwinden, aber daß die Malerei bleibt.«



Bei einem Lithographen entwirft Buffet das Plakat fü seine Ausstellung. In 10 Jahren wurde der unbekannt Montmartre-Künstler ein weltberühmter Maler-Millionär



Einmal wöchentlich kommt der Frisör aus Marseille auf das Schloß von Arc. Dann läßt sich der Maler andächtig, vor einem echten Buffet sitzend, die Haare schneiden.

Lebensgroß malte Buffet Johanna und ihre Richter. In sein kahles, weißgetünchtes Atelier dringt kein Tageslicht. Zwei 1000-Watt-Scheinwerfer beleuchten die gespannte Leinwand. An einem Holzgestell ist ein menschliches Skelett aufgehängt. Scharfe Zungen behaupten, es sei das einzige Modell, das Buffet jemals benutzt.

Ein Fall, der seit über hundert Jahren die Menschen bewegt:

Kaspar Hauser

DER GROSSE TATSACHENBERICHT / VON HEINZ LIEPMAN



Seit 130 Jahren versuchen Juristen, Kriminalisten und Historiker, Licht in das mysteriöse Dunkel zu bringen, das den Fall des Nürnberger Findlings Kaspar Hauser umgibt. Schon zu seinen Lebzeiten hatte man den Verdacht, daß es sich um einen entführten und um seine Thronrechte gebrachten Erbprinzen handelte. Im Auftrag von KRISTALL untersuchte Heinz Liepman Archive, alte Papiere, Dokumente. Er reiste in die Städte, in denen Hauser einst lebte. Es gelang ihm, an bisher unerschlossene Quellen zu kommen. In unserer großen Serie schildert er an Hand seiner authentischen Funde das Leben des rätselhaften Jungen.

Es war beinahe auf den Tag drei Jahre her, daß Kasper Hauser in Nürnberg aufgetaucht war. Damals konnte er kaum laufen, und die lallenden Laute, die er hervorstieß, verstand kein Mensch. Die Stadt Nürnberg adoptierte ihn und gab ihm die besten Lehrer, denn er war unverbildet wie ein Kind, aber hochintelligent. Das Interesse an diesem Findling wäre erloschen, hätte man nicht plötzlich ein Attentat auf ihn verübt. Wer verfolgte den Unglücklichen? Die Antwort konnte nur aus Hausers Vergangenheit kommen. Aber er selber erinnerte sich nur an endlose Kerkerjahre.

*

In dem finsteren Gelaß, von dem Hauser erzählte, hatte er zweifellos viele Jahre, von Kindheit an, gelebt. Damals hatte er nicht gewußt, wann es Tag wurde und wann die Nacht kam. Er konnte die Sonne nicht sehen, hatte nie den Gesang eines Vogels, die Stimme eines Menschen gehört.

Kaspar erzählte, daß von Zeit zu Zeit sein tägliches Wasser einen eigentümlichen Geschmack hatte, daß er aber, weil er durstig war, es dennoch trank. Danach überkam ihn eine große Müdigkeit. Wenn er dann aus tiefem Schlaf erwachte, waren seine Haare und Nägel geschnitten; das Stroh, auf dem er lag, war erneuert, und er hatte ein reines Hemd an.

Kurz vor Kaspars Befreiung ist ein Mann in seinem Verließ erschienen, ein Mann, den er seinen Erzählungen nach ›Du‹ nannte. Den Mann hat er nicht sehen können, denn er ist immer von hinten gekommen und hat nur hinter seinem Rücken mit ihm gesprochen. Zweimal ist ein kleiner Tisch vor ihn hingestellt worden, auf dem ihm der ›Du‹ das Schreiben seines Namens beigebracht hat, und zwar hat der ›Du‹ ihm erst die Worte vorgeschrieben und dann seine Hand geführt. Auch einige Worte hat dieser Mann ihm vorgesprochen und ihn veranlaßt, sie nachzusprechen. Das hat sich nach Kaspars Aussagen noch mehrfach wiederholt. Einige Zeit später hörte es Kaspar hinter sich klirren und hämmern. Plötzlich merkte er, daß ihn keine Kette mehr an der Mauer festhielt. Dann nahm ihn jener ›Du‹ auf den Rücken und trug ihn aus seinem Verließ heraus ins Freie. Der ›Du‹ war des Nachts mit ihm durch das Land gezogen; er wußte jetzt, daß es damals Nacht gewesen war, denn seine Augen hatten nicht geschmerzt, und er hatte Lichter gesehen, von denen er nun wußte, daß es Sterne gewesen waren. Eine Zeit lang hatte der ›Du‹ ihn getragen, dann hatte er ihn auf den Boden gestellt und ihm das Gehen beigebracht. Kaspars Füße hatten dabei entsetzlich weh getan.

Das war die Geschichte, die Kaspar erzählte. Sein Bericht, so phantastisch er klang, stimmte überein mit den Zeugnissen der Ärzte, die ihn nach seiner Ankunft in Nürnberg untersucht hatten

Für den Präsidenten des Ansbacher Apellationsgerichtes, Ritter von Feuerbach, gab es keinen Zweifel daran, daß Hauser die Wahrheit sagte. Er ließ sich die Akten der Polizei geben. Er schloß sich mehrere Stunden mit Kaspar ein und sprach mit ihm. Der scharfsinnige Gelehrte, an Verhöre mit raffinierten Missetätern gewöhnt, war überzeugt, daß Hauser die Geschichte seiner Kindheit nicht erfunden haben konnte — denn schließlich wurden seine Aussagen durch die Zeugnisse der Ärzte, die Hauser ja nicht kannte, bestätigt.

Aber wem stand Hauser im Wege, daß er ihn so lange verborgen

Der reiche Lord Stanhope schien Hausers einziger Freund. Später erfuhr man, daß er sein ärgster Feind war.
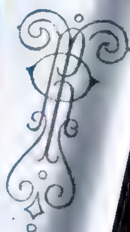
ORIENT

NIL



=NIL=

NIL
FILTER



FILTER

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 22

ıelt und ihn jetzt, da er frei war, mit nem Mordanschlag beiseite schaffn wollte? Wer war der Attentäter, arum wurde das Attentat verübt? efürchtete irgend jemand, daß sich aspar zuviel erinnern könnte? Daß ırch irgendeine Erinnerung doch ch Licht in das Dunkel gebracht weren könnte, in dem der Junge so viele hre gehalten worden war? Wer verlgte ihn mit solch teuflischem Haß? er war der hochgewachsene Mann schwarzen Rock, der das Risiko auf ch genommen hatte, am hellen Tag, itten in der Stadt, das Attentat auf aspar zu verüben? Und vor allem: as sollte nun mit Kaspar werden?

Ritter von Feuerbach beriet sich it Kaspars Vormund, dem Freirrn von Tucher. Beide waren der ısicht, daß Kaspar Hauser in Gehr sei und daß er im Hause Dauers nicht genügend geschützt wern könnte. Also ordnete Feuerbach , daß Kaspar das Haus Daumers rlassen und zum Magistratsrat eberbach übersiedeln sollte. Da es er Kaspar bei Bieberbach wenig fiel, nahm ihn sein Vormund, der eiherr von Tucher, im Mai 1830 in n Haus und seine Familie auf. Er ·gte dafür, daß Kaspar auch innerlb des Hauses niemals allein gesen wurde. Darüber hinaus veranlte Feuerbach, daß Kaspar außerlb des Hauses keinen Schritt gehen durfte, ohne daß zwei Polizisten ihn begleiteten. Diese Überwachung gefiel dem jungen Menschen jedoch gar nicht. Er hatte zur allgemeinen Überraschung weiter derart schnell gelernt, daß er wie ein kleines Wunder angestaunt wurde. Aber obgleich einige hervorragende Menschen seiner Zeit — besonders Feuerbach — sich um den rätselhaften Findling bemühten, wissen wir heute, daß ihm vor allen Dingen eines fehlte: eine echte Freundschaft, warme Liebe, rechtes Verständnis. Er litt unter dem, was Jakob Wassermann in seinem berühmten Roman über Kaspar Hauser, der vor fünfzig Jahren erschien, die ›Trägheit des Herzens‹ nannte.

Mit großem, oft zu großem Eifer eignete sich der junge Mensch die Errungenschaften der Zivilisation seiner Zeit an: er konnte sich bereits mündlich wie schriftlich gut ausdrükken. Er kleidete sich mit betonter Sorgfalt. Die Menschen bestaunten und bewunderten ihn. Er wurde eitel, sonnte sich in ihrer Bewunderung.

Aber sein Herz blieb ungerührt.

Und darum wird die zwielichtige Rolle begreifbar, die der Engländer Stanhope im Leben Kaspar Hausers spielen sollte.

Am 28. Mai 1831 traf Philip Henry, vierter Earl von Stanhope, in Nürnberg ein. Er wurde der engste Freund Kaspar Hausers. Er verstand es, das Vertrauen und die Liebe des Jungen zu erwerben. Er täuschte nicht nur Kaspar Hauser, er verriet auch Feuerbach, der ihm glaubte.

Erst viel später erfuhr man, daß Stanhope schon einmal in Nürnberg gewesen war, und zwar an jenem 17. Oktober des Jahres 1829, an dem das Attentat an Kaspar verübt worden war.

In den damaligen deutschen Landen wurde ein englischer Lord noch wie eine Art Übermensch betrachtet. Philip Henry, der vierte Earl von



Als sich ein schwarzmaskierter Mann am Vormittag des 17. Oktober 1829 auf den ahnungslosen Kaspar Hauser stürzte, um ihn zu ermorden, illustrierten die Lokalblätter Nürnbergs diese Nachricht auf dramatische Weise (oben). Die zeitgenössischen Maler hielten Hausers Lebensgeschichte immer wieder gern im Bilde fest. Das mitleiderregende Bildnis des Findlings, der kaum sechzehnjährig, in Nürnberg auftauchte, wurde sogar weltberühmt.

Stanhope, war, als er in Nürnberg eintraf, bereits fünfzig Jahre alt. Er hatte in Göttingen studiert und sprach fließend Deutsch. Bereits am Tag seiner Ankunft machte er Bürgermeister Binder einen Besuch und bat ihn, mit dem berühmten Kaspar Hauser bekannt gemacht zu werden.

Stanhope ließ sich Kaspar Hauser vorstellen. Kaspar hatte in den drei Jahren, in denen er unter Menschen lebte, gelernt, was die Zivilisation seiner Zeit ihm bieten konnte. Er drückte sich gewandt aus, schrieb brillante Briefe und Aufsätze, von denen manche noch heute im Kaspar-Hauser-Museum in Ansbach erhalten sind. Er war ein gutaussehender junger Mann geworden, man konnte ihn für einen jungen Edelmann halten; seine Haltung war aufrecht, seine Augen intelligent, seine hohe Stirn schimmerte weiß, mit feinen bläulichen Adern an den Schläfen.

Es war nicht verwunderlich, daß der fünfzigjährige Weltmann Stanhope und der neunzehnjährige Knabe sich anfreundeten. Stanhope sorgte für Kost und Unterhalt Kaspar Hausers und setzte ihm ein Legat von dreihundert Gulden aus. Dann begann Stanhope mit großem Eifer nach der Herkunft Kaspars zu forschen. Er unternahm zwei kostspielige Reisen nach Ungarn, weil er behauptete, gewisse Beweise dafür zu haben, daß Kaspar das von Zigeunern geraubte Kind eines ungarischen Fürsten sei. Stanhope bemühte sich so intensiv um Kaspar, daß König Ludwig von Bayern einen offenen Brief schrieb, in dem er den Engländer wegen seiner menschenfreundlichen Handlungen belobigte.

Diesen Brief hätte der König nicht veröffentlichen sollen. Denn die im Volk niemals verstummten Gerüchte wurden wieder laut: Warum interessierte sich der allmächtige König für das Schicksal eines armen Findlings? Auch Feuerbach begann sich zu wundern. Irgend etwas stimmte nicht an diesem königlichen Interesse und besonders an der Heftigkeit, mit der der englische Lord die Herkunft des Findlings nach Ungarn verlegen wollte.



Das idyllische Ansbach hat sich seit Hausers Zeiten kaum verändert. Als der ›Nürnberger Findling‹ 1831 in die[s] fränkischen Fürstenresidenz eintraf, begann auch hier ein großes Rätselraten — bald mit mehr Grund als in Nürnbe[rg]

Aber Stanhope, der weltgewandte Charmeur, hatte es inzwischen verstanden, sich viele einflußreiche Freunde zu schaffen. Im September 1831 versuchte er, von der Stadt Nürnberg zu erreichen, daß Kaspar ihm anvertraut wurde. Er, Stanhope, wollte ihn adoptieren und mit sich nach England nehmen. Die Stadt Nürnberg, die bisher für Kaspar aufkam, wäre dadurch entlastet worden. Die einzigen, die dagegen waren, waren der Vormund Kaspars, Freiherr von Tucher, der ein gewisses Mißtrauen gegenüber Stanhope empfand, und Ritter von Feuerbach, der in einem Brief an Bürgermeister Binder offen die Frage stellte: »Woher stammt das Interesse des englischen Lords für unseren Schützling? Ist es menschliche Teilnahme, erotische Neigung, oder ist er etwa der Agent irgendeiner großen politischen Macht . . .?«

Aber weder Feuerbach noch Tucher konnten die Bedenken, die sie hatten, sachlich begründen. Und so wurde Stanhope durch den Beschluß des Kreis- und Stadtgerichts von Nürnberg vom 2. Dezember 1831 berechtigt, für den Unterhalt und die Erziehung Hausers zu sorgen. Dem Lord gestattete man allerdings nicht, Kaspar mit sich ins Ausland zu nehmen. Feuerbach wurde zum Vertr[e]ter Stanhopes in dessen Abwese[n]heit bestimmt. Er veranlaßte, d[aß] Kaspar Hauser nach Ansbach übe[r]siedeln durfte, — der Stadt, in d[er] Feuerbach lebte. Aber leider war di[e]ser große Beschützer Kaspars dama[ls] schon kränklich — und sollte dies[en] Umzug nicht mehr lange überlebe[n].

Stanhope begleitete Kaspar na[ch] Ansbach und blieb dort noch bis zu[m] 19. Januar 1832, also gut fünf W[o]chen. Es ist bekannt, daß er vergeb[]lich versuchte, Kaspar zu bewege[n,] mit ihm ins Ausland zu fliehen. Ab[er] Kaspar Hauser zog es vor, in d[er] Nähe Feuerbachs zu bleiben. Ga[nz] plötzlich reiste Stanhope ab. Feue[r]bach, der von Stanhopes Absichte[n]

Fortsetzung nächste Se[ite]

Kaspar Hauser

Fortsetzung von Seite 25

hren hatte, bestand darauf, daß
par Hauser in Ansbach polizei-
bewacht werde. Er selbst wählte
Gendarmerie-Leutnant Hickel
die Überwachung zu über-
nen. Wir besitzen noch eine
e, in der Hickel, ein nüchterner
n, über den Abschied zwischen
hope und Kaspar berichtet. Der
chied sei herzzerreißend gewe-
Beide seien einander immer wie-
in die Arme gefallen. Sie hätten
kaum trennen können. Kaspar
e wie ein Kind geweint. Es schien,
ahnte er, daß er Stanhope nie
dersehen sollte.

*

eute wissen wir, daß Stanhope
t so reich war, wie es damals
en. Heute wissen wir, daß seine
litbriefe für Kaspar nicht aus
and kamen, sondern von Banken aus Karlsruhe, der Residenz der badischen Großherzöge, stammten. Warum?

Der große Jurist Feuerbach, der von dieser Reise nichts wußte, war trotz aller Begeisterung für Stanhope unbestechlich geblieben. Er hatte sich zu einem unerhört wagemutigen Schritt entschlossen. Nur auf Grund der spärlichen, ihm bekannten Tatsachen über die Vergangenheit Kaspar Hausers, über dessen brillante Entwicklung und sein Aussehen, war er mit kühler Logik zu einer Ansicht gekommen, die erst in unserer Zeit durch Dokumente und Akten zum großen Teil bestätigt werden konnte. Im Januar 1832, sandte Feuerbach ein Memorandum an die Königin Caroline von Bayern, die Schwester des verstorbenen Großherzogs Karl von Baden.

Dieses Memorandum wurde erst im Jahre 1852, lange nach Anselm Feuerbachs Tod, in Leipzig von Feuerbachs Sohn, dem Philosophen Ludwig Feuerbach, veröffentlicht. Ebenso ein Begleitbrief an die Königin, den Ritter Anselm damals für derart sensationell hielt, daß er ihn durch den Polizeileutnant Hickel persönlich dem Kaplan der bayerischen Königin überreichen ließ. In diesem Brief schrieb Feuerbach, daß Kaspar Hauser ›vermutlich der Gegenstand eines Majestätsverbrechens sei‹. Er, Feuer-

Diese Zeichnungen malte Kaspar in einem Zeitraum von vier Jahren. Sie zeigen deutlich, wie schnell er sich weiterentwickelte. 1829, ein Jahr nach seinem Auftauchen in Nürnberg, malte er noch primitiv und flächig wie ein Kind. 1833 dagegen so perfekt, wie man damals zeichnete. Ein unverbildeter Mensch hat hier also in kurzer Zeit das gelernt, wozu andere Jahrzehnte brauchen. Ist es da verwunderlich, daß Kaspar Hauser Eigenschaften entwickelte, die ihn schließlich unbeliebt machten?





bach, habe nach einem vornehmen Kind gesucht, das 1812 geboren und dann verschwunden sei. Er sei dabei auf den Erbprinzen von Baden gestoßen, den Sohn Großherzog Karls und seiner Frau Stephanie. Dieses Kind sei angeblich bald nach seiner Geburt gestorben. Feuerbach fuhr wörtlich fort:

»So hat auch diesmal ein kleines Lichtfünkchen, welches ich aufgefaßt und nicht mehr aus den Augen gelassen habe, durch Kombination mit vielen anderen Tatsachen eine Entdeckung herbeigeführt, für welche zwar nie ein juristischer Beweis möglich sein wird, welcher sich aber die moralische Überzeugung nicht leicht wird versagen können . . .«

In seinem Memorandum an die bayrische Königin weist Feuerbach nach, daß Kaspar das eheliche Kind von hoher Geburt sein müsse, an dessen Leben und Tod sich große Interessen knüpften. An dem Verbrechen — der Entführung des Kindes und seiner Einkerkerung in einem dunklen lichtlosen Verlies — müßten Menschen beteiligt sein, die über außerordentliche Machtmittel verfügten. Feuerbach schreibt weiter, das Motiv einer solchen unmenschlichen Einkerkerung eines Kindes kann weder Rache noch Haß sein, sondern nur ganz außerordentliche politische Gründe. Aus diesen und anderen Gründen folgerte er: Kaspar könne nur das Kind fürstlicher Eltern sein, das beiseite geschafft wurde, um einem anderen die Thronfolge zu ermöglichen. Wolle man herausfinden, wer Kaspar Hauser sei, so solle man in fürstlichen Totenlisten suchen; er müsse identisch mit einem Kind sein, in dessen Person der nächste Erbe oder der ganze Mannesstamm eines fürstlichen Geschlechtes erlösche und das aus diesem Grunde mit einem sterbenden Kind gleichen Alters vertauscht worden sei. Und schließlich kam der unbestechliche Feuerbach zu dem



Freiherr von Tucher, der strenge und pedantische Vormund Hausers, zeigte wenig Verständnis für die Schwächen seines Mündels: er legte schließlich sein Amt verärgert nieder.

Schluß, daß nur ein fürstliches Haus bekannt sei, auf das mehrere Verdachtsmomente hinweisen: das Haus Baden. Die Familie der Zähringer . . .

Ungefähr um dieselbe Zeit, da Feuerbach an die Königin Caroline von Bayern schrieb, reiste Stanhope, dem es gelungen war, die Erkundigungen nach Kaspars Herkunft nach Ungarn zu lenken, heimlich nach Mannheim zu Stephanie, der Schwägerin Carolines und der Witwe des Großherzogs Karl von Baden. Stephanies ältester Sohn, der Erbprinz, war angeblich kurz nach seiner Geburt im Jahre 1812 gestorben . . .

Stanhope kehrte niemals mehr nach Ansbach zurück. Seine Arbeit war getan. Zwar war es ihm nicht gelungen, Kaspar ins Ausland zu entführen, aber er hatte erfolgreich die Erkundigungen nach Kaspars Herkunft in die falsche Richtung nach Ungarn gelenkt. Und er hatte Stephanie Bericht erstattet. Er hatte seine Bezahlung aus Karlsruhe erhalten. Er konnte verschwinden — um anderen, noch finstereren Gestalten Platz zu machen.

Jetzt hatte er nur noch eine Aufgabe — zu verleumden:.

Wir besitzen Briefe Stanhopes vom Frühjahr des Jahres 1832, in denen er zuerst vorsichtig und dann immer deutlicher andeutet, daß der Findling ein Schwindler sei . . .

Kaspar wird konfirmiert

Von alledem wurde Kaspars Leben zunächst nicht berührt. Schon am 10. Dezember 1831 war er auf Veranlassung Feuerbachs nach Ansbach übergesiedelt. Er kam als Pensionär ins Haus des Lehrers Meyer. Der Gendarmerie-Leutnant Hickel wurde beauftragt, Kaspar auf allen seinen Ausgängen zu bewachen. Er bewachte ihn gründlich und pflichtbewußt, dennoch, an dem Tage, an dem sich Kaspars Schicksal erfüllen sollte, war er nicht bei ihm.

Der Lehrer Meyer spielt nur eine untergeordnete Rolle in der zwielichtigen Tragödie um Kaspar Hauser. Er war ein engstirniger und argwöhnischer Kleinbürger, 32 Jahre alt, jung verheiratet. Lehrer Meyer wurde von seiner Schule beurlaubt, um sich ganz der Erziehung Kaspars zu widmen. Gleichzeitig erhielt Kaspar Konfirmationsstunden bei Pfarrer Fuhrmann und wurde am 20. Mai 1832, im Alter von etwa zwanzig Jahren, konfirmiert. Auf seinen eigenen Wunsch bekam er nun noch lateinischen Unterricht und machte auch darin erstaunliche Fortschritte.

Es gibt ein Bild von Kaspar aus seinem zwanzigsten Jahr, worauf er wie ein junger Mann aus sehr guter Familie erscheint. Adrett, beinahe eitel gekleidet, mit offenem freundlichem Blick und einer intelligenten Stirn. Aber um diese Zeit begann eine merkwürdige Veränderung im Benehmen des jungen Mannes. Er wurde eitel, hochfahrend und — mißtrauisch. Diese Eigenschaften verstärkten sich, nachdem ihm Lehrer Meyer Anfang August 1833 plötzlich mitgeteilt hatte, daß er mit ihm nach Nürnberg fahren würde zum bayrischen Nationalfest.

Königin Caroline war erschüttert

»Warum?« fragte Kaspar, »was soll ich in Nürnberg?« Er sollte es bald erfahren. Bereits am ersten Tag des Festes, am 24. August 1833, erschien ein Abgesandter des bayrischen Königspaares in dem bescheidenen Gasthof, in dem Kaspar mit Lehrer Meyer wohnte. Königin Caroline von Bayern wünschte Kaspar zu sehen. Lehrer Meyer berichtet in seinen Memoiren, daß Königin Caroline sich über drei Stunden allein mit Kaspar unterhielt. Aber worüber sie sprachen, das konnte Lehrer Meyer trotz hartnäkkiger Bemühungen von Kaspar niemals erfahren.

Als Lehrer Meyer mit Kaspar von Nürnberg nach Ansbach zurückreiste, bemerkte er eine gewisse Veränderung in Kaspars Benehmen. Er war nachdenklich und verschlossen. Ein merkwürdig träumerischer Glanz sei in Kaspars Augen gekommen, berichtete Meyer. Was in diesen Tagen in Kaspar Hauser vorging, können wir nur ahnen. Erst aus den Briefen, die Königin Caroline an ihre Töchter schrieb und die erst viele Jahrzehnte später bekannt wurden, erfahren wir von der tiefen Erschütterung der Königin nach dieser Begegnung. Wir wissen nicht, ob sie dem jungen Menschen, der vor ihr stand, eine Andeutung gemacht hat über die wirklichen Hintergründe seines Schicksals. Es scheint durchaus möglich. Irgend etwas muß Kaspar jedenfalls geahnt haben . . .

Im nächsten Heft: Der geheimnisvolle Beutel. Warum schützt Kaspar seine Feinde? Ein sinnloser Zettel.

Eisenhower



Fallschirmjäger im Einsatz. Ihre Leichtgeschütze waren eine zuverlässige

Wäre General Eisenhower am 8. November 1942 wagemutig genug gewesen, auch in Tunis die Sturmbataillone seiner Invasionsarmee landen zu lassen, dann hätte es für Hitler keine Möglichkeit gegeben, den Krieg in Nordafrika noch fortzusetzen. Dann hätte Rommel Hitler vielleicht bewegen können, die Panzerarmee über Tripolis aufs Festland zu retten. Aber Eisenhower hatte den Wagemut nicht. Das verlängerte den nordafrikanischen Krieg, brachte den Westmächten noch viele Verluste, aber am Ende doch den großen Sieg. So können auch Fehler und mangelnde Kühnheit Bausteine eines Sieges sein.

Die Fotos sind Originalaufnahmen beteiligter Soldaten

Der Oberjäger Rudolf Bohn stand im Morgengrauen des 17. November 1942 mit den Männern des verstärkten Radfahrzuges fröstelnd auf dem regenfeuchten Flugplatz von Tunis. Die Fallschirmjäger hatten ihre Sprungausrüstung und alle Waffen für einen Einsatz hinter den feindlichen Linien bei sich. Sie nahmen aber auch ihre Fahrräder mit. Natürlich wußte keiner etwas Genaues, aber diese und jene Parolen wurden nur so durch die Reihen gemunkelt. Nach der Besprechung der Unterführer bei Leutnant Kempa sprach sich dann jedenfalls soviel herum: Es ging gegen den Flugplatz Gabes. Den sollten sie durch überraschende Luftlandung besetzen.

»Was ist das wieder für ein Nest?« fragte der Gefreite Beder. Rudolf Bohn holte eine Karte aus der großen Hosentasche seiner Kombination. Fuhr mit dem Finger auf der Karte entlang: »Golf von Gabes«, las er, dann tippte er auf den Städtepunkt:

war viel zu vorsichtig

DER GROSSE TATSACHENBERICHT VON PAUL CARELL

Foto: Schön

Waffe bei der Abwehr der alliierten Invasionsarmee in Tunesien.



Karte: Einicke

Die Schlacht von Tebourba. Auf Tunis vorstoßende englisch-amerikanische Panzerkräfte wurden in einer glänzend improvisierten Offensive der Deutschen zerschlagen, bei Cap Serrat gelandete feindliche Truppen vernichtet.

»Hier!« Die Jäger drängten sich um Bohn und blickten auf die Karte. Sie waren Soldaten, und jeder Soldat sah: Gabes war ein wichtiger strategischer Platz für die Verbindung vom Brükkenkopf Tunis zu Rommels Armee. Wenn die Tommys oder die Amis von Oran oder Bougie eher dahinkamen, war die ganze tunesische Landzunge abgeschnitten und Rommel auch. Gabes mußte also in deutsche Hand geraten. Zur Zeit war es von französischen Einheiten des Generals Barré besetzt. Man wußte nicht, mit welcher Partei es der General hielt. An verschiedenen Stellen hatten seine Verbände deutschen Spähtrupps den Weg verlegt, sie sogar gefangen und dann entwaffnet zurückgeschickt. War der General bereits mit Eisenhower im Bunde?

In zwölf Ju's brummte Leutnant Kempas Garde nach Süden. Auf Gabes zu — die weiße Stadt. Die erste Rotte der Ju-Flotte kurvte auf den Platz von Gabes ein. Da: Mündungsfeuer, Leuchtspur. Was war das? Prasselnd kam von unten der Beschuß aus Panzer-MG. Die Franzosen feuerten aus ihren Panzerspähwagen, die den Flugplatz sicherten, auf die deutschen Maschinen. Ein paar Ju's erhielten Treffer. In den Maschinen gab es Verwundete. Sie drehten ab. Aber der Staffelkapitän war ein Mann, der nicht so leicht aufgab. Er kurvte weit um den Platz. Ging tief hinunter. Suchte westlich der Straße Sfax—Gabes einen geeigneten Landeplatz. Durch Sprechfunk verständigte er die restlichen fünf Maschinen. Runter. Alles ging glatt. Nur eine Ju machte Fahrgestellbruch.

»Diese blöden Franzmänner«, fluchten die Jäger. Was nun? Sollten sie mit ihren Fahrrädern einen Angriff auf die Panzereinheit in Gabes fahren? Leutnant Kempa tat, was in solchen Fällen getan werden mußte. Er schickte einen Spähtrupp los, um die Lage in Gabes zu erkunden. Schließ-

Fortsetzung nächste Seite





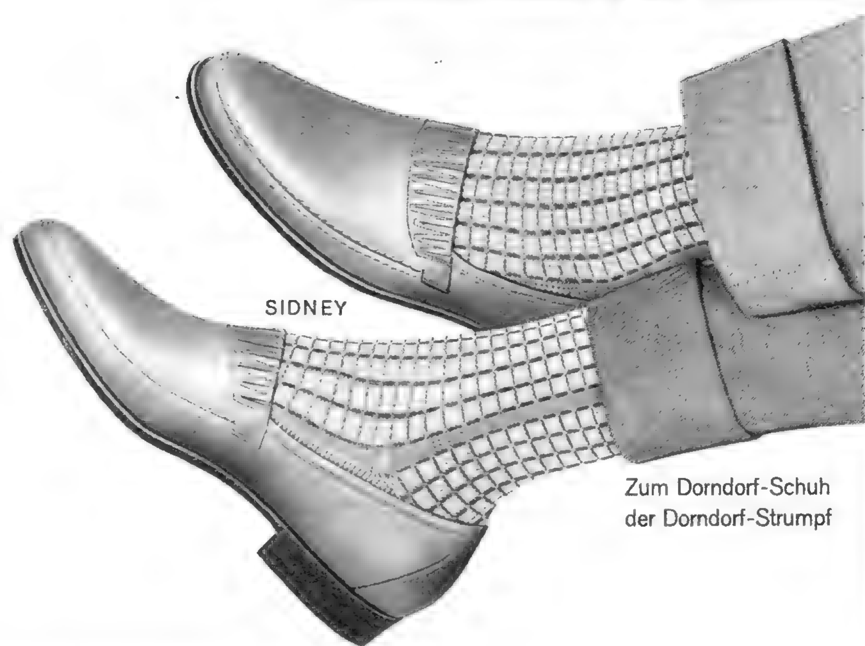




Foto: Hug

Die tunesische Front: Gebirge, Schluchten, Pässe. Im steilen Winkel beschießt ein schweres Infanteriegeschütz englische Stellungen hinter dem Hügel.

lich lautete sein Auftrag: Der Flugplatz von Gabes ist im Handstreich zu besetzen, am nächsten Morgen ankommende Luftlandetruppen sind durch weiß-grün-weiße Leuchtzeichen zur Landung einzuweisen.

Der Spähtrupp ging los. Kurz vor der Stadt aber wurde er von französischen Spähwagen gestellt. Mit Mühe und Not und dank einer Kamelkarawane konnten sich die Jäger durch wilde Flucht der Gefangennahme entziehen. Ohne Fahrräder und recht mißgelaunt saßen sie in einer Mulde. Oberjäger Bohn feierte einen traurigen 21. Geburtstag.

Als der Morgen des 18. graute, rollten die Ju's mit den Landungstruppen für den Raum Gabes über ihre Köpfe. Die Männer unten winkten, aber die da oben hielten das nur für Grüße und wackelten fröhlich mit den Tragflächen. »Mein Gott, die werden was erleben über dem verfluchten Nest!« knurrte der Gefreite Schneider. Aber was war denn das?

Hinter einem Palmenwald, dort wo Gabes lag, stiegen weiß-grün-weiße Leuchtzeichen in den Himmel, und die Ju's setzten zur Landung an. »Mensch!« Im Galopp jagten die sechs ins nächste Araberdorf. Requirierten zwei Eselgespanne und fuhren nach Gabes. Dort fanden sie auf dem Flugplatz eine fröhliche Runde. Held war der Gefreite Beder.

Was war geschehen? Der Zufall hatte wieder einmal eine Schlacht entschieden. Als nämlich der erste Spähtrupp des Radfahrzuges nicht zurückkam, schickte Leutnant Kempa, getreu militärischer Sitte, eine zweite Patrouille los. Aber auch diese sieben Männer unter dem Gefreiten Beder fuhren französischen Aufklärern in die Arme. Sie konnten nicht — wie ihre Kameraden vom ersten Spähtrupp — flüchten. Sie wurden gefangen. Man brachte sie nach Gabes.

Dort verhörte sie der französische Kommandeur: »Was wollt ihr hier?« Der Gefreite Beder spielte den forschen Mann. Er habe Befehl mitzuteilen, daß der Flugplatz zu übergeben sei, widrigenfalls erfolge in den Morgenstunden ein Stuka-An-



Foto: Barenthin

Vor dem Einsatz: Oberst Barenthin (Pfeil) mit seinen Bataillonskommandeuren. Links Major Witzig, rechts: Oberstleutnant Beyer und Hauptmann Eckstein.

griff. Der Franzose war wütend. »Gut«, sagte er, »wir werden sehen. Kommen morgen früh keine Flugzeuge, lasse ich euch erschießen.« Er sperrte die sieben Mann in eine Wellblechbaracke und stellte einen Posten davor. Beder und seine Kameraden verbrachten eine unangenehme und sorgenvolle Nacht. Nach Sonnenaufgang ließ der Franzose die sieben aus ihrem Versteck holen, offenbar wollte er sie erneut vernehmen. Da aber brummte die Ju-Flotte heran. So schnell er konnte, ließ der französische Major seine Männer aufsitzen und brauste davon. Beder und seine sechs Kameraden ließ er einfach stehen. So konnte der Gefreite den Ju's Weiß-Grün-Weiß schießen: ›Platz ist feindfrei‹. Die Luftlandetruppen besetzten den Schlüsselpunkt für die Verbindungslinie zu Rommels Armee.

Drei Tage zu spät

Drei Tage später tauchten die ersten US-Panzer vor Gabes auf. Auch Eisenhowers Generale hatten die strategische Bedeutung dieses Ortes erfaßt. Zu spät! Die Fallschirmjäger empfingen sie mit ihren MG und Leichtgeschützen und machten Spuk für eine ganze Division. Die amerikanischen Spitzen verhielten. Lange genug, um italienische Verbände der Division Superga in Eilmärschen heranzuholen, die Kochs Fallschirmjäger ablösten und Gabes hielten.

Nach dem Krieg wurde in amerikanischen und englischen Berichten oft beklagt, daß man nicht auch gleich in Bizerta gelandet sei. Auch in Bizerta gab es keinen einzigen deutschen oder italienischen Soldaten. Allerdings ist es keineswegs sicher, ob Eisenhowers Landungskräfte in Bizerta ohne heftige Kämpfe an Land gekommen wären. Denn der strategisch wichtigste Kriegshafen vor der drittgrößten Stadt Tunesiens war von Admiral Dériens Marinetruppen besetzt. Es waren 14 000 Mann. Dérien aber war ein Anhänger Pétains. Die 30-cm-Geschütze der Festungsbatterien hätten bei einem englisch-amerikanischen Landeversuch wohl kaum geschwiegen. Eisenhower hatte also vielleicht gar nicht so unrecht, die Einnahme Bizertas nicht von der See her zu planen. Er wollte es von der Landseite nehmen. Aber — und hier liegt sein Fehler — dazu hätte er etwas flinker sein müssen. Der Befehlshaber der 1. britischen Armee, General Andersson, bekam den Befehl, die Stadt mit Verbänden, die in Algier gelandet waren, zu besetzen. Aber diesen Plan machte Feldmarschall Kesselring mit ein paar Kompanien Fallschirmjägern zunichte: Das Fallschirmjäger-Pionierbataillon des Majors Witzig wurde von Kreta nach Bizerta geflogen. Unangefochten landeten Witzigs Fallschirmer. Admiral Dérien folgte dem Befehl aus Vichy, deutschen Truppen keinen Widerstand entgegenzustellen. Das Bataillon Witzig übernahm sofort die Sicherung entlang der Straße Mateur — Abiod. Stieß kühn nach Westen. Erreichte den Raum östlich Abiod und geriet dort schließlich mit den Spitzen der anrückenden starken britischen Panzerkräfte zusammen. Diese waren nicht wenig erschrocken, den ›grünen Teufeln aus Kreta‹ zu begegnen. Zwei italienische Sturmgeschütze, die Witzig zur Verfügung hatte, schossen ununterbrochen, bis die Tommy-Spähwagen sich schleunigst zurückzogen.

Das Verdun Tunesiens

Aber General Andersson wollte es genauer wissen und stieß mit starken Panzerkräften vor. Kämpfend zog sich Witzig auf eine günstige Verteidigungsstellung zurück und schlug dann am berühmten Jefna-Tunnel alle Angriffe ab. Die Engländer kamen hier bis zum Januar 1943 keinen Schritt voran. Die Kämpfe am Jefna-Tunnel wurden so etwas wie ein kleines Verdun Tunesiens. Das Tunis-Bataillon, welches die Fallschirmjäger ablöste, erwarb sich hier bei den

Fortsetzung nächste Seite

harten Abwehrkämpfen viele EK und das Ritterkreuz für einen Feldwebel. Wer in Tunesien war, kennt den Namen Barenthins. Sein Fallschirmjägerregiment war die dritte Säule der improvisierten Abwehr während der ersten Novemberwochen. Das Regiment Barenthin, benannt nach seinem Kommandeur, dem Oberst und Korps-Pionierführer Walther Barenthin, war schnell für den Tunesien-Einsatz aus verschiedenen Truppenteilen des Fallschirmjägerkorps zusammengestellt, gut motorisiert und mit 5-cm-Pak und Flak-MG ausgerüstet. Am 20. November traf der erste Transport mit Stab, Kradschützenzug, Pionierzug, Nachrichtenzug und Sanitätsabteilung in Bizerta ein. Stab und III. Bataillon stießen sofort in den Raum Mateur. Hier, gewissermaßen am Hintereingang zur Seefestung, übernahm Oberst Barenthin den Befehl als ›Kampfgruppenkommandeur Mateur‹. Das kleine Nest wurde bald zu einem wichtigen Drehpunkt des Krieges, so wie weiter südöstlich das Städtchen Tebourba für Stadt und Hafen Tunis.

Der ›Verrat‹ von Mateur

Die Lage in Mateur war wenig verheißungsvoll. In dem Städtchen lagen zwei Bataillone italienische Infanterie und eine italienische Sturmgeschützabteilung. Aber viel los war mit ihnen nicht. Barenthin ließ sofort auf den Höhen vor der Stadt Verteidigungsanlagen bauen. Das Bataillon Witzig bildete die Sicherung der rechten Flanke. Kradschützen und Pioniere übernahmen die Sicherung der linken Flanke und stellten Verbindung zum Regiment Koch her. Damit war eine — wenn auch hauchdünne — Frontlinie vor Bizerta und Tunis im Raum Jefna—Mateur—Tebourba —Massicault errichtet. Man war in den Stellungen gerade etwas ›heimisch‹ geworden, als es losging.

Am 26. November griffen die Engländer der 36. Brigade an. Die Italiener wurden überrannt und hoben die Hände. Barenthin aber ließ seine Pak wild schießen, obwohl er immer noch nur ein einziges Bataillon zur Verfügung hatte. Die Engländer wurden stutzig und vorsichtig.

Wann würden sie zum Großangriff ansetzen? Eine ganze Brigade war nicht mit einem Bataillon aufzuhalten. Schlug der Tommy zu, dann war Bizerta verloren. Würde er zuschlagen, ehe Barenthin die Reste seines Regiments heranholen konnte? Aber die Tommys kamen nicht. Oberst Barenthin erzählte uns die aufregende Geschichte: Am 27. stellten wir bei den Engländern wiederum nur Schanzarbeiten fest. Sie bauten also offenbar noch immer ihre Stellungen aus. Da erschien der Kaid von Mateur auf meinem Gefechtsstand. Stolz teilte er mir mit, die Engländer würden nicht angreifen. Und warum nicht? Der Kaid hatte einen seiner Scheiks zu den Engländern geschickt. Der hatte ihnen ›verraten‹, daß um Mateur ein verstärktes, ganz besonders kampflustiges Fallschirmjägerregiment aus Kreta mit allen schweren Waffen liege. Das war den Engländern in die Glieder gefahren.

Arabische Freiwillige

Der pfiffige Barenthin war an dieser ›Geheimdienst-Information‹, die die Araber den Engländern übermittelt

hatten, natürlich nicht unschuldig. Barenthin hatte für seine Truppe strengsten Befehl gegeben, die arabische Bevölkerung freundschaftlich zu behandeln. Die Folge war, daß er bald bei jeder seiner Kompanien zehn bis zwölf arabische Freiwillige hatte, die als Soldaten, Kuriere, Mädchen für alles und auch für ›Sonderaktionen‹ hinter den feindlichen Linien sehr gute Dienste leisteten und die Verbindung zu den arabischen Würdenträgern herstellten. Die Politik Barenthins machte sich bezahlt.

Als General Andersson schließlich am 29. November den Angriff wieder aufnahm, waren das I. und II. Bataillon inzwischen eingetroffen. Jetzt war wirklich das ganze Regiment der ›grünen Teufel‹ da, und die britische Brigade wurde zurückgeschlagen.

So gut die Sache bei Mateur gelaufen war, so böse sah es links von Barenthin im Raum Medjez-el-Bab aus. Kochs Fallschirmjäger waren weit über Tebourba vorgestoßen. Plötzlich trafen sie auf französische Streitkräfte des Generals Barré, die die Straße gesperrt hielten. Deutsche Spähtrupps wurden beschossen und sogar gefangengenommen. Kesselring gab den Befehl, mit den Franzosen zu verhandeln.

Wettlauf nach Tunis

Als das aber nichts nützte, ließ er von Stukas die Spitzen der französischen Division zerschlagen. Aber inzwischen war Zeit vergangen und die britische Gardebrigade sowie Teile der amerikanischen 1. Panzerdivision waren eingetroffen und griffen Medjez-el-Bab an. Kochs Fallschirmjäger kämpften wie die Berserker. Zweimal wechselte der Bahnhof von Medjez-el-Bab seinen Besitzer. Dann aber mußte das Regiment Schritt für Schritt weichen. Das war bitter, denn dadurch wurde die wichtige Straße nördlich des Medjerda-Flusses nach Tebourba für den Gegner frei (siehe Karte). Und wie selten ein Unglück allein kommt, so stieß auch hier zu allem Pech noch eine starke amerikanische Panzergruppe mit 60 Tanks und Spähwagen überraschend über den Chougui-Paß nördlich Tebourba durch, überschritt das Tine-Flüßchen und rollte gegen die schwachen Kräfte der Panzerspähkompanie Fred Hämmerleins. Die Kompanie wurde beiseite gedrückt, und das 2. US-Panzer-Bataillon jagte mit seinen ›General-Grant-Tanks‹ an Tebourba vorbei, schloß eine Kompanie der Kampfgruppe Barenthin ein und stürmte weiter nach Djedeida. Die leichte deutsche Flak vor dem Feldflugplatz von Djedeida hatte plötzlich starke amerikanische Panzerkräfte vor sich, wurde überrollt. 14 Me's und 24 Ju's, die auf dem Platz standen, kamen vom regendurchweichten Boden nicht mehr rechtzeitig los. Panzergranaten zersägten sie. Dann jagten die Amis weiter: Richtung Tunis. Es war klar, daß sie Stadt und Hafen im Handstreich nehmen wollten. Die Ami-Panzermänner konnten schon die Türme von Tunis sehen. Die Stadt in der Ebene lag nur noch zwölf Kilometer von ihnen entfernt. Wenn sie jetzt Schneid hatten, dann fuhr in Tunis für Nehring der Omnibus ab.

Etwas muß geschehen!

Aber in solchen Situationen bewährte sich der kühle Kopf des Panzergenerals Nehring. Zwei 8,8-Geschütze der 20. Flak-Division hatte er an der Einfahrtstraße zur Stadt stehen. Auf diese beiden Geschütze baute er. Die beiden spien Feuer ge-

Fortsetzung nächste Seite


Foto: Rohr

Acht Mann haben Platz unter dem Riesenrohr des Tigerpanzers, der zum erstenmal in Tunesien eingesetzt wurde.

gen die amerikanischen Aufklärungspanzer. Schossen die Spitzen zusammen und legten stärkstes Sperrfeuer vor die Angreifer. Das war den kriegsunerfahrenen Boys aus USA zuviel. Die Abteilung stoppte und zog sich auf Djedeida zurück. Tunis war gerettet. Aber die krisenhafte Lage blieb natürlich bestehen. Es mußte etwas geschehen.

Fallschirmjäger im Einsatz

Wachtmeister Wilhelm Voigt von der Flakbatterie 8/52 (mot) hat mit dafür gesorgt, daß der Olivenhain vor Tebourba in die Kriegsgeschichte eingegangen ist. Als er mit seinem Batteriechef Hauptmann Welte bei einer Erkundung in die Olivenplantage kroch, um für sein Geschütz eine neue Stellung auszusuchen, zogen, kaum 350 Meter entfernt, schwere amerikanische Panzerverbände im Schutze der Plantage auf Tebourba. »Hier sind wir richtig«, meinte Welte und sprang zurück zur alten Stellung, um Voigts Geschütz herbeizudirigieren. Der Wachtmeister baute unterdes schnell zwischen zwei Olivenbäumen einen Tarnzaun aus Ästen und Zweigen gegen Feindeinsicht. Da wurde die 8,8 auch schon von der schweren Zugmaschine herangeschleppt.

Die 8,8 war noch nicht in Stellung, da fuhren drüben zwei mächtige Ami-Panzer auf eine Lichtung. Ahnungslos waren ihre 7,5-cm-Kanonen, die Schnellfeuerkanone 3,7 cm und die je fünf MG nach der anderen Seite gerichtet. Wenn die Amis gewußt hätten, was sich 350 Meter hinter ihnen zusammenbraute! Als sie es merkten, war es zu spät. Gleich der erste Schuß — es war der erste Schuß aus Voigts Geschütz auf afrikanischem Boden überhaupt — durchschlug den US-Panzer Typ ›Pilot‹. Stichflamme. Explosion. Sofort warf der Fahrer des zweiten ›Pilot‹ den Gang rein und brauste mit aufheulendem Motor los. Aber der berüchtigte trockene Knall der 8,8 grollte durch den Olivenhain, drüben zuckte eine Stichflamme aus der Kuppel. Zwei Mann sprangen noch heraus. Warfen ihre brennenden Jacken weg und taumelten hinter einen Hügel.

Panzerwunder Tiger

Dieser Feuerschlag im Olivenhain war die Ouvertüre zu dem zweitägigen Panzerkampf, den eine Batterie 8,8-Geschütze im Zuge der Schlacht um Tebourba ausfocht. 20 Panzer schoß sie ab. Davon brachte Oberleutnant Happach zwölf auf das Konto seines Geschützes. Wilhelm Voigt buchte vier. Aber das war nur eine Episode aus der Schlacht, mit der General Nehring den ersten großangelegten Versuch Eisenhowers vereitelte, den Brückenkopf Tunis einzudrücken und Rommel den Rückweg und die Versorgungsbasen abzuschneiden.

Wochenlang hatte Nehring mit seinen geringen Kräften eine Art Krieg ›von der Hand in den Mund‹ geführt. Endlich, am 29. November, waren starke Teile der deutschen 10. Panzerdivision unter Generalmajor Fischer in Bizerta und Tunis eingetroffen. Und noch etwas war angekommen. Drei Exemplare des neuen Panzerwunders ›Tiger‹. Die 56- beziehungsweise 60-Tonnen-Ungetüme mit der sagenhaften 8,8 als Panzerkanone waren mächtige Panzerwerke, die an keiner Front ihresgleichen hatten. Allerdings brauchten diese Giganten für hundert Kilometer Fahrt 900 Liter Sprit, und das winterliche tunesische Gelände mit seinen angeschwollenen Flüssen, seinen versumpften Straßen und den Gebirgspässen war nicht gerade ideal für die Wunderpanzer. Die Tiger waren eigentlich für Rußland konstruiert, um den berüchtigten T 34 matt

zu setzen. In Tunesien war jedoch ihr erster Kampfeinsatz, und es zeigte sich, daß ihnen noch manche Kinderkrankheit anhaftete. So versagte zum Teil nach 300 km Fahrt der Motor. Die Funkanlagen hatten Fehler, und auch mit der Steuerung gab es zuweilen Ärger.

Trotzdem griffen die Tiger entscheidend in die Kämpfe um Tebourba ein. Die mächtigen und doch eleganten Panzer erfüllten die Landser mit Vertrauen. Sie kamen aus dem niedersächsischen Fallingbostel, wo Major Lueder die erste Abteilung 501 aufgestellt hatte. Lueder brachte seine Tiger selbst nach Tunis. Chef der 1. Kompanie war der prachtvolle Panzerführer Hauptmann v. Nolde. Wie sich die Helden alter Zeit ihre silberne Rüstung anlegten, ehe sie in die Schlacht gingen, so zog sich Baron v. Nolde wider allen Kommißgeist vor dem Einsatz stets seine Turnschuhe an.

Wie Nolde, so waren auch die Fallschirmjäger-Kommandeure Barenthin, Koch, Witzig und der Panzerspäh-Kompanieführer Hämmerlein großartige Soldatenführer. Sie bildeten die alte Garde der Tunesien-Kämpfer. Noch heute kennt jeder Afrikaner ihre Namen.





Fotos: Voigt

Der Held vom Olivenhain bei Tebourba: Wachtmeister Voigt. Mit seiner 8,8 stoppte er den alliierten Panzeraufmarsch und schoß die Spitzen aus ›General Grant‹- und ›Pilot‹-Panzern (links unten) zusammen. Bernard Larcombe, einer der Verwundeten, gab Voigt als Adresse diesen Briefumschlag (links oben) seines letzten Briefes von zu Hause.

Die Schlacht von Tebourba

Am 1. Dezember gab Nehring den Befehl zum Angriff auf die vorgeschobenen englisch-amerikanischen Kräfte bei Tebourba. Alles was Beine oder fahrbare Untersätze hatte, zog in die Schlacht: das Panzerregiment 7, Panzergrenadierregiment 86, Panzerjäger-Abteilung 90 und Teile der Nachrichtenabteilung 90. In der Stadt Tunis mit ihren 220 000 Einwohnern blieb nur eine Hafenwache von 30 Mann zurück. Zwei 8,8-Flakgeschütze standen am Stadteingang Wache.

Nehrings Ziel war, die vorgestoßenen Feindkräfte im Raume Tebourba einzuschließen. In der Stadt Tebourba standen noch immer eingeschlossen eine Kompanie und der Regiments-Pionierzug von Barenthins Fallschirmjägern.

Alle Versuche einer englischen Gardebrigade und der amerikanischen Kampfgruppe B, diesen Pfahl im Fleische zu beseitigen, waren fehlgeschlagen. Die Fallschirmer hatten sich seit dem 25. November zäh verteidigt und bildeten nun einen Stützpunkt mitten im Rücken des Feindes. Oberstleutnant Koch ließ jetzt auch den Pionierzug seines 5. Regiments unter Feldwebel Ahrendt vorrücken. Der durchstieß die rückwärtigen Sicherungen der Engländer und stellte die Verbindung mit Barenthins Pionieren in Tebourba her. Gemeinsam sperrten die Fallschirmjägerpioniere den Tommys und Amis die wichtige Verbindungsstraße zwischen Tebourba und Medjez-el-Bab. Damit war der erste Akt der Einkesselungsschlacht um Tebourba vollzogen.

Oberfeldwebel Ahrendt war in seinem Element. Beiderseits der Straßenbrücke über den Medjerda-Fluß, 4 km westlich el Bathan, hatte er zwei MG aufgebaut. Diese einzige Brücke über den Medjerda-Fluß, die mangels Sprengmitteln nicht in die Luft gejagt werden konnte, verminte er mit geballten Ladungen. Und da kamen auch schon die ersten Tommy-Lkw. Ein gewaltiger Krach, und eine natürliche Barrikade lag auf der Brücke. Wer zum Räumen absaß, wurde unter prasselndes MG-Feuer genommen. Drei Tage und zwei Nächte hielt Ahrendt diese Schlüsselposition während der Schlacht um Tebourba und versperrte der Masse einer britischen Brigade und Teilen der 1. amerikanischen Panzerdivision Nachschub und Rückzugsmöglichkeit.

Fortsetzung nächste Seite



Inzwischen setzten die Verbände der 10. PD General Fischers zur Zange an. Ein kühner Schlag schien zu gelingen. Aber wie so oft in der Kriegsgeschichte trat General Zufall auf den Plan.

Am 28. November waren amerikanische Fallschirmjäger im Raum Pont du Fahs gelandet, von der Panzerspähkompanie Hämmerleins und italienischen Verbänden der Division Superga angegriffen und eingekesselt worden. Aber Teile waren der Vernichtung durch die Panzerspähwagenkompanie Hämmerleins entkommen.

Diese Reste der US-Elitetruppe waren nach Nordwesten ausgewichen und gerieten gerade zu dem Zeitpunkt in den Kampfraum Medjez-el-Bab, als Teile des Regiments Koch nach Südwesten stießen, um den Kessel hinter den bei Tebourba eingeschlossenen Feindkräften zuzumachen. Kochs Bataillone wußten nicht, was das für eine Einheit war, die da plötzlich vor ihnen auf der Straße auftauchte, in Stellung ging und zu schießen begann. Die Amis ihrerseits wußten nicht, in was für eine Operation sie geraten waren, aber sie fochten wie die Teufel, weil sie meinten, alles gehe um sie und ihre Vernichtung. So entspannen sich Kämpfe, die den Gesamtfahrplan der deutschen Einkesselung durcheinanderbrachten und Teilen der englisch-amerikanischen Verbände bei Tebourba die Möglichkeit gaben, aus dem Sack zu flüchten und sich auf Tebourba — Sidi Nsir und den Raum Medjez-el-Bab zurückzuziehen. Dank versprengter Fallschirmjäger! Die



Foto: Hug

Keinen Widerstand gab es, wo die deutschen Tiger-Panzer auftauchten. Oben englische Gefangene, die nach einem Vorstoß eingebracht wurden.



Foto: v. Nolde

Hauptmann v. Nolde, der beliebte Kompaniechef der ersten Tiger-Abteilung, die in Tebourba eingesetzt wurde. Er fiel in dieser Schlacht.

Die vier Tage dauernde Schlacht von Tebourba war zu Ende. Die Kampferfahrung der deutschen Truppe hatte trotz zahlen- und waffenmäßiger Unterlegenheit über die englisch-amerikanischen Neulinge in Afrika gesiegt. Die 11. britische Brigade sowie die amerikanische Kampfgruppe B. verloren ihre gesamte Ausrüstung. Das 18. Infanterie-Regiment der 1. amerikanischen Panzerdivision erlitt schwere Verluste. Ein britisches Bataillon wurde vollständig vernichtet. 1100 Gefangene schickten die deutschen Verbände nach Tunis. 134 Feindpanzer lagen ausgebrannt auf dem Schlachtfeld. 40 Geschütze wurden erbeutet. 47 feindliche Flugzeuge über dem Kampfraum abgeschossen. Das war eine schwere Niederlage für die Invasionsarmee General Eisenhowers.

Brückenkopf Tunis gehalten

Auch auf deutscher Seite gab es Verluste. Zu den Gefallenen gehörte auch der beliebte Kompaniechef der Tigerpanzer, Hauptmann v. Nolde. Er fiel, als er wegen Störung seines Funkgerätes ausgestiegen war und eine Nachrichtenverbindung mit den rückwärtigen Befehlsstellen suchte. Seine Männer begruben ihn in seinen Turnschuhen. Oberfeldwebel Ahrendt von Kochs Fallschirmjäger-Pionieren erhielt per Funk das Ritterkreuz. Aber als der Funkspruch aus dem Führerhauptquartier eintraf, konnte man dem Oberfeldwebel das Ritterkreuz noch nicht einmal auf den Sarg legen. Ahrendt war durch einen Kopfschuß bei Nachhutgefechten mit einem versprengten Feindtrupp gefallen. Die Pioniere hatten ihn in einen Strohdiemen gebettet, der dann beim Gefecht Feuer fing und prasselnd niederbrannte. Dabei verbrannte auch die Leiche des Oberfeldwebels.

Tebourba — das war keine jener mächtigen mörderischen Schlachten wie bei Alamein oder bei Stalingrad. Aber bei Tebourba entschied sich der Bestand des deutschen Brückenkopfs Tunesien. Der Feldzug des Generals Nehring, der Feldzug der kühnen Improvisationen, war zu einem guten Ende gebracht. Das amerikanische Generalstabswerk über den Nordafrikakrieg stellt nüchtern fest: »Die Deutschen gewannen den Wettlauf nach Tunesien.«

In unserem nächsten Heft: Mohammed Ali ruft seinen Dorfgenossen zu: »Männer fallen vom Himmel und Feuer steht über der großen Brücke!« Was war geschehen? Die Brandenburger hinter den feindlichen Linien.



s Thoma: ›Laufenburg‹

KRISTALL-KUNSTBLATT, Mit Genehmigung der ehem. Staatl. Museen Berlin-Dahlem, National-Galerie · Foto: Conzett & Huber

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 4

Er suchte ein Königreich

Bei näherem Betrachten der in Nr. 3 wiedergegebenen Felsbilder fiel mir auf, daß die Rinder und Menschen eine lebhafte Ähnlichkeit mit den Ruanda-Leuten im ehemaligen Deutsch-Ostafrika haben. Männer wie Frauen waren auch ›Schönheiten‹, die von den Stämmen der Umgebung abstachen. Bei den Rindern der Tassili-Zeichnungen sind die Hörner genau dieselben wie in Ruanda: Sanft gebogen nach oben und im Verhältnis zum Kopfe ganz besonders lang im sanften Bogen nach oben auslaufend. Von Spitze zu Spitze sind runde zwei Meter keine Seltenheit.

Robert BLINKMANN, Hamburg-Bergstedt

Die Vermutung, daß die Sahara durch Abweiden der ursprünglichen Vegetation zur Wüste geworden sei, vereinbart sich nicht mit dem gegenwärtigen Stand der Forschung. Es scheint festzustehen, daß während des Eiszeitalters die Klimazonen gegenüber den heutigen verschoben waren. Die Sahara hatte ein niederschlagsreicheres Klima mit Gras- und Baumvegetation. Nach Abschmelzen des Eises in Nord- und Mitteleuropa änderten sich die Klima- und Vegetationszonen wieder, so daß die Sahara in den Bereich des Wüstenklimas kam. Man nimmt an, daß die eiszeitliche Tierwelt und wahrscheinlich auch der Mensch der Sahara zwangsläufig in die Steppen und Savannen Afrikas abgedrängt wurden.

Dr. Gudrun KIRBIS, Herford i. W.

Böses vom guten Wein

Ihre Verteidigung des guten Weines habe ich mit Freude gelesen. Der Bremer Ratskeller, den Sie zitieren, ist mehr, als sein Name sagt: er ist neben seiner Bedeutung als historischer Stätte und steinernem Literaturdenkmal von Weltruf ein Repräsentant des guten deutschen Weines, und wer bei ihm einkehrt, kann sicher sein, daß der Wein, den er trinken wird, aus Winzerkellern und Weingütern stammt, deren Namen, Qualität und Reinheit seit Generationen erprobt ist.

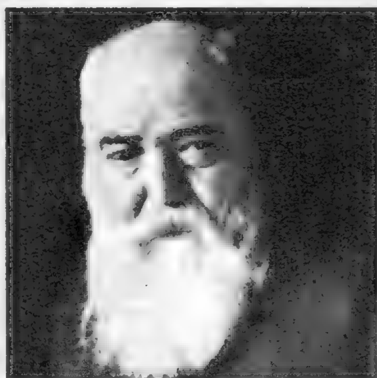
BASTING, Ratskellermeister, Bremen

Weitere Briefe siehe Seite 43

Unser Bild: Liebe alte Stadt

Laufenburg ist ein altertümliches kleines Städtchen am Oberrhein zwischen Waldshut und Säckingen. Im Sommer 1870 bekam der damals dreißigjährige Hans Thoma den Auftrag, diese drei Städte sowie das benachbarte Rheinfelden für einen wohlhabenden Privatmann zu malen.

Thoma lebte zu jener Zeit mit seiner Mutter und der Schwester Agathe in Säckingen, und dieser Auftrag kam ihm äußerst gelegen: Der Optimismus, mit dem sich der Sohn eines armen Schwarzwälder Müllers vom Anstreicherlehrling über den Dorfschreiber und Schildermaler zum Kunststudenten und schließlich zum freischaffenden Künstler emporgearbeitet hatte, war restlos verbraucht. Zu der ewigen Geldnot kam der Zweifel an seiner Begabung.



Hans Thoma
(1839—1924)
Foto: Schuhmann & Sohn

Ein Jahr vorher hatte er in Karlsruhe zum erstenmal ausgestellt und war mit Pauken und Trompeten durchgefallen. Eine merkwürdige und nachdenklich machende Tatsache: diese Bilder, die uns heute so reizend erscheinen, wurden damals vom Publikum mit der größten Erbitterung abgelehnt.

Bei seinem Weggang von Karlsruhe hatte Thoma in tiefer Niedergeschlagenheit — und weil er außerdem keine Kisten zum Einpacken hatte — Hunderte von Ölstudien und Zeichnungen verbrannt. Der Sommer in Säckingen mit Wanderungen am Rhein und im heimatlichen Schwarzwald und schließlich mit der überraschenden Bestellung von den vier Stadtansichten brachte die Wende.

Im November 1870 ging Thoma mit wenig Geld und neuem Selbstvertrauen nach München. Es begann eine ungeheuer fruchtbare Periode und eine große Karriere. Als er 1899 den sechzigsten Geburtstag feierte, war er der berühmteste und populärste unter den zeitgenössischen deutschen Malern. Im gleichen Jahr wurde er Professor an der Akademie und Direktor der Kunsthalle in Karlsruhe, wo er bis zu seinem Tode 1924 wirkte.

Große Teile seines sehr umfangreichen und unterschiedlichen Schaffens, die zahllosen mythologischen, religiösen, allegorischen Darstellungen von gepanzerten Rittern, Nornen, geigenden Engeln und träumenden Hirtenknaben sind vergänglich und sind wohl schon vergangen. Nicht vergangen aber sind die Bilder, in denen er auf dem Boden der Wirklichkeit bleibt, in erster Linie seine Landschaften. Sie sind gesättigt von Anschauung, von Sinnlichkeit, von einem wunderbaren Naturgefühl.

Unser Bild von Laufenburg ist zunächst einmal ein ganz nüchterner und streng sachlicher Bericht. Man kann die Häuser, die Dächer, die Fenster zählen, und wenn man die zarten, hellen Wolken am Himmel betrachtet, dann weiß man, wie morgen das Wetter sein wird. Aber diese absolute Naturtreue wirkt niemals kleinlich oder pedantisch. Jede Einzelheit bleibt eingefügt in den friedlichen Glanz eines späten Sommernachmittags.

Die menschlichen Gestalten, die in Thomas Landschaften regelmäßig irgendwo am Rand oder im Vordergrund auftauchen, haben die Aufgabe, zwischen dem Betrachter und der Landschaft zu vermitteln, sie lenken den Blick in die Tiefe. Thoma malt nicht nur seine augenblicksgebundenen persönlichen Eindrücke; er zeigt etwas, das über den Begriff der Stimmungsmalerei weit hinausgeht: jenes ›Geheimnis der Stille des Seins‹, das Thoma einmal das eigentliche Ziel seiner Malerei genannt hat.

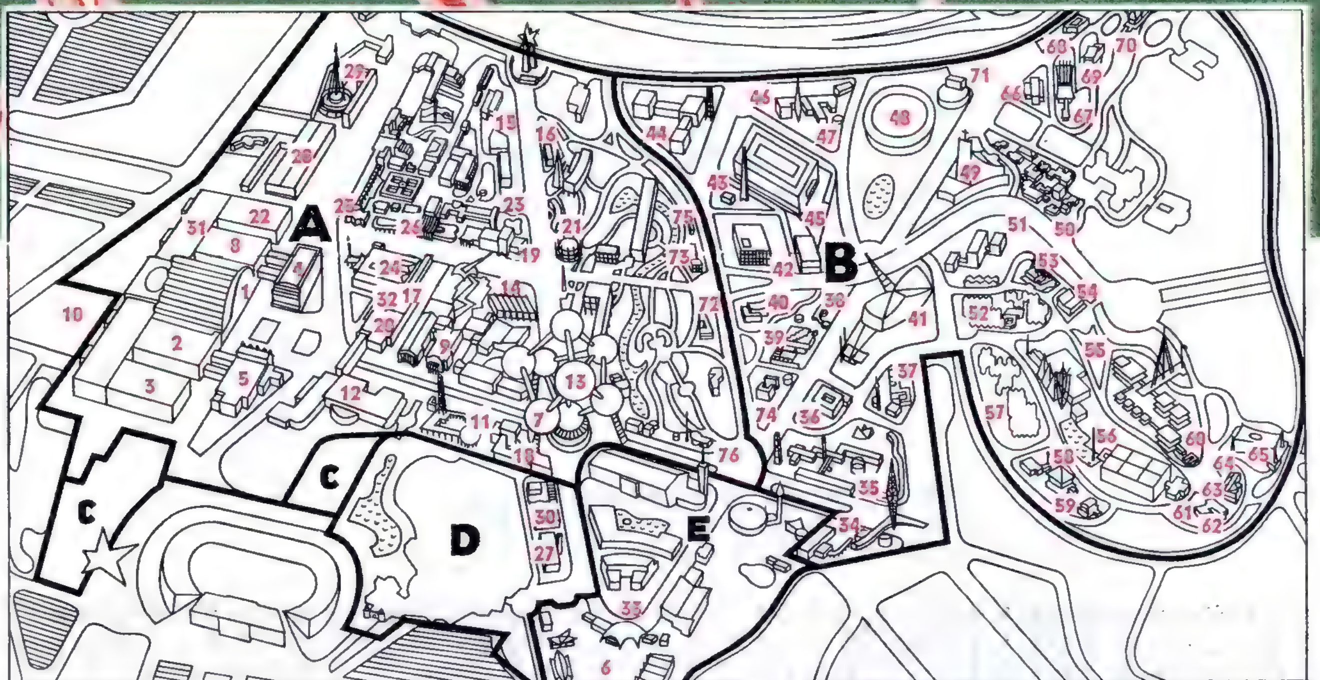
Dr. Gottfried Sello



Die Weltausstellung
n Brüssel

ausstellungen sagen oft mehr über Zeitalter und Epochen las Geschichtsbuch. Auf der ersten der Weltausstellungen, in London, verrät der mächtige Kristallpalast von Paxton unaufhaltbaren Aufbruch der technischen Ära. Paris : Der Eiffelturm wurde mit seinen 300 Metern das höchste werk der Welt, denn der Mensch fühlte sich als der end-ge Beherrscher der Erde. Und heute, 1958? In der Mitte Weltausstellung von Brüssel vom 17. April bis zum 19. Ok-r erhebt sich ein riesiges Atom — das 110 Meter hohe mium‹. Woran ließe sich Angst und — Hoffnung unserer eration heute besser ablesen als an diesem Symbol?

1. Empfangshalle
2. Halle der Wissenschaft
3. Aussteller nicht offiziell vertretener Länder
4. Kongreßhalle
5. Zeitweilige Aussteller
6. Halle der internationalen Zusammenarbeit
7. Wissenschaft
8. Künste Presse Volkswirtschaft Gesundheit
9. Papierwaren und -Industrie
10. Erziehung und Unterricht Handel
11. Erdöl
12. Gas Elektrizität Wasserkraft
13. ›Atomium‹ Kernenergie
14. Bergwerk Baukunst und Wohnungen
15. Landwirtschaft Viehzucht Gartenbau
16. Forst, Jagd, Fischerei
17. Wasser und Luft Chemische Industrie
18. Metallwaren
19. Glas, Keramik
20. Diamantenindustrie Luxusartikel Schmuck Kreditwesen Versicherungen
21. Holzindustrie
22. Textilindustrie Lederwaren Bekleidung
23. Kälteindustrie
24. Nahrungsmittelindustrie
25. Tabakindustrie
26. Städtebau
27. Post- und Fernmeldewesen
28. Landtransport Luftfahrt
29. See- und Flußschiffahrt
30. Führungen Aufsichtsabteilungen
31. Touristik und Reisen Sport und Spiel
32. Halle der Eleganz
33. Belgisch-Kongo
34. Luxemburg
35. Niederlande
36. Österreich
37. Marokko und Tunesien
38. Finnland
39. Norwegen
40. Polen
41. Frankreich
42. Kanada
43. Rumänien
44. Tschechoslowakei
45. Sowjetunion
46. Ungarn

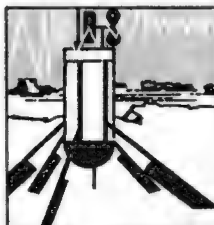


Zeichnungen: W. Dreesen

47. Bulgarien
Saudi-Arabien
Irak, Libanon,
Syrien, Ägypten
Sudan
48. USA
49. Vatikan
50. Italien
51. Griechenland
52. Schweiz
53. Jugoslawien
54. Portugal
55. Liechtenstein
56. Großbritannien
57. Spanien
58. Monako
59. Türkei
60. Bundesrepublik
Deutschland
61. Venezuela
62. Kolumbien
63. Uruguay
Mexiko
64. Peru
65. Brasilien
66. Indien
Dominikanische
Republik
67. Japan
68. Philippinen
69. Iran
70. Kambodscha
71. Pakistan
72. Israel
73. Rotes Kreuz
74. San Marino
Andorra
75. Rotary
76. Protestantische
Kirchen

A Belgische Abteilung. B Ausländische Abteilungen. C Unterhaltung
D Belgien 1900. E Belgisch-Kongo. Internationale Zusammenarbeit

Wir notieren

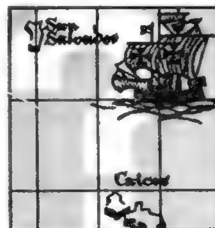


Wetterroboter auf entlegenen Posten. Auf unbewohnten Inseln am Nord- und Südpol sowie im antarktischen Inlandeis werden zur Zeit von amerikanischen Flugzeugen sogenannte ›Wetterroboter‹ an Fallschirmen abgeworfen. Diese Roboter richten sich sofort nach der Landung mit Hilfe ihrer sechs Beine selbständig auf, fahren Thermometer und Antenne aus und beginnen, die laufend registrierten Wetterverhältnisse auf dem Funkweg an ihre ›Heimatstation‹ durchzugeben.

Diese auch ›Grashüpfer‹ genannten automatischen Wetterstationen, die eigens für das ›Internationale Geophysikalische Jahr‹ entwickelt wurden, sind rentabler, als wenn man in schwer zugänglichen Gebieten einen Meteorologen unterbringen, mit Nahrung und Post versorgen müßte. Der ›Grashüpfer‹ mißt alle wichtigen Wetterdaten und gibt sie zu bestimmten Zeiten durch. Nach etwa 4 bis 6 Monaten sind seine Batterien erschöpft.

Schwefel im Futter verbessert Schafwolle. Physiologen der Universität von Illinois (USA) entdeckten, daß die Wolle von Schafen, die schwefelhaltiges Futter erhielten, nicht mehr einläuft.

In den verschiedenen Abschnitten des Wollhaares hat das Eiweiß verschiedenen Schwefelgehalt. Darauf beruht das Schrumpfen und Filzen der Wolle. Durch zusätzliche Schwefelgaben im Futter läßt sich der Schwefelgehalt der Haareiweiße ausgleichen.

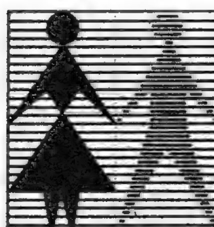


Wo landete Kolumbus? Nach einem Bericht des Smithonian-Instituts (USA) hat Kolumbus die Neue Welt nicht, wie man bisher annahm, auf der Bahama-Insel San Salvador betreten, sondern soll auf einer der 320 Kilometer südlich liegenden Caicos-Inseln gelandet sein. Argumente zu dieser neuen Ansicht lieferte das Ehepaar Link, das mit einem 65-Tonnen-Motorboot nach dem Logbuch des Kolumbusschiffes ›Santa Maria‹ die Entdeckungsreise des Kolumbus wiederholte.

In Kolumbus' Tagebuch heißt es, er habe plötzlich so viele Inseln gesehen, daß schwer zu entscheiden war, auf welcher er landen wolle. Diesen Eindruck hat man nach den Angaben der Links nur, wenn man die Caicos-Inseln ansteuert, Auch die Notiz, die Insel, bei der man vor Anker ging, sei gebirgig und habe Bohnengestalt, trifft eher auf die Hauptinsel des Caicos-Archipels zu als auf San Salvador. Außerdem spricht der Bericht des Kolumbus-Begleiters Las Casas, nach dem die Landungs-Insel 720 km lang ist, gegen das nur ein Drittel so lange San Salvador.

Sprachverwirrung unter Bienen. Zoologen haben nachgewiesen, daß die ›Sprachen‹ der einzelnen Rassen unserer Honigbiene voneinander abweichen. In Bienenvölkern, die man künstlich aus verschiedenen Rassen bildete, kam es zu Mißverständnissen.

Bienen verständigen sich über eine neue Honigquelle durch das Tempo ihres Schwänzeltanzes. Schnelles Schwänzeln bedeutet ›nahebei‹, langsames Schwänzeln heißt ›weit entfernt‹. Die sprachlichen Unterschiede ergeben sich durch das verschiedene Temperament, mit dem die einzelnen Rassen tanzen. Daher werden die Entfernungsangaben in gemischten Völkern mißverstanden, die Bienen fliegen zu kurz oder zu weit.



Männer sind ›biologisch schwächer‹. Zwei amerikanische Soziologen, ein Jesuitenpater und ein Universitätsprofessor, untersuchten kürzlich die Lebenserwartungen gleichaltriger Mönche und Nonnen an Hand einer 40 000 Ordensmitglieder umfassenden Kartei. Sie fanden, daß die Nonnen 5½ Jahre länger leben als die Mönche. Sonst gilt für die Bevölkerung in USA, daß Frauen 4½ Jahre länger leben als Männer.

Diese Untersuchung ist deshalb interessant, weil Mönche und Nonnen unter gleichen Bedingungen leben. Da selbst dann noch Frauen älter werden als Männer, glauben die Soziologen, daß sich die höhere Sterblichkeit der Männer nicht mehr durch ›größere Beanspruchung im Lebenskampf‹, sondern nur durch ›biologische Schwäche‹ der Männer erklären lasse. Zeichnungen: Einicke

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 39

Zur Geschichte von Sputnik I

In dem Artikel über den Sputnik I in KRISTALL Nr. 4 vermisse ich eine Angabe darüber, wie viele Umläufe um die Erde der Trabant gemacht hat.

Andreas SCHLAHORN, Hamburg 13

Der erste künstliche Satellit hat unsere Erde rund 1400mal umlaufen und dabei etwa 60 Millionen km zurückgelegt. Der Abstand des Trabanten von der Erde hat sich bei seinem Umlauf täglich um rund 700 m verringert. — Die Redaktion

Wozu noch Segelschiffe?

Um es vorwegzunehmen: ich halte die Segelschiffsausbildung für gut. Es soll auch nicht bestritten werden, daß die Ausbildung auf einem Tiefwassersegler den jungen Menschen hart machen kann.

Für ein Schulschiff gilt dies jedoch nur bedingt. Dort wird nicht mit der Qualität des einzelnen, sondern mit der Quantität vieler gearbeitet. 200 Mann auf einer kleinen Dreimastbark! Ich sehe die Menschentrauben an den Brassen, das gegenseitige Im-Wege-Stehen, das Sich-Drücken und Verlassen auf den anderen. In dem Ausdruck ›Dreimastwasserzirkus‹, wie er auf ›Schulschiff Deutschland‹ kursierte, lag nicht nur Spott.

Zugegeben, auf einem modernen, maschinengetriebenen Schiff hat der junge Mensch nicht im gleichen Maße Gelegenheit, seemännische Tugenden zu üben, weil ein Motorschiff den Naturgewalten begegnen oder sie meiden kann: Man sage nicht, daß dort keine tüchtigen Seeleute heranwachsen; ich erinnere nur an die englischen Seeleute und an die Fischdampferbesatzungen.

Beim Segelschiff war die Endstufe schon vor einem halben Jahrhundert erreicht. Beim Motorschiff schreitet die Entwicklung auch heute noch stürmisch voran und übersät das Schiff mit immer neuen Geräten, die die Arbeit darauf erleichtern und seine Sicherheit erhöhen.

So ensteht das groteske Bild, daß der auf dem Segelschiff ausgebildete junge Mensch, vollgepfropft mit Sach- und Fachkenntnissen für eine Seefahrt von Anno dazumal, dem Betrieb eines modernen Schiffes hilflos gegenübersteht. Für den modernen Schiffsbetrieb nicht zu gebrauchen, muß er völlig umlernen und ganz neu anfangen. Wir, die wir auf Segelschiffen ausgebildet wurden, haben es alle am eigenen Leibe erfahren. Die heutige Schiffahrt verlangt ganz etwas anderes und wahrlich mehr vom Seemann als zur Segelschiffszeit.

Nicht weniger grotesk ist die Tatsache, daß unter nicht geringem Aufwand — ich denke an die staatlichen Subventionen, an das Einspannen des Herrn Bundespräsidenten und des Kardinals Frings — die Reeder, die vornehmlich Kaufleute, aber keine Seeleute sind, zwei verschrottungsreife Windjammer mit Millionenbeträgen aus öffentlichen Geldern wieder in Fahrt bringen, und zwar im Widerspruch zur Masse der heute fahrenden Nautiker und unter weiser Zurückhaltung der Reederei Laeisz.

Da auch der Gesetzgeber die Notwendigkeit einer Segelschiffsausbildung aus guten Gründen verneint hat, wird man sich bei einem erneuten Schulschiffsunfall nicht mehr auf höhere Gewalt berufen können, die eine Unabänderlichkeit voraussetzt; eine solche ist nicht mehr gegeben. Deshalb wäre es logisch, dann endlich einmal die wahrhaft Schuldigen zur Verantwortung zu ziehen.

Kapitän Karl-Heinz JEPSEN
Deutsches Hydrographisches Institut, Hamburg

Weitere Briefe siehe Seite 47



Foto: Wolff

KRISTALL STELLT VOR

ERNST VON DER DECKEN †

Als Ernst von der Decken am 15. März 1958 an einer Lungenentzündung starb, verlor auch KRISTALL in ihm einen Mitarbeiter. So manches Meisterfoto, manches Bildthema verdankten wir seinem erfahrenen Rat. Nach dem ersten Weltkrieg hatte sich der junge Offizier dem Journalismus verschrieben und zunächst im Hause Ullstein, dann seit 1948 als stellvertretender Chefredakteur der ›Welt am Sonntag‹ eine führende Rolle in der deutschen Presse gespielt. Er wußte, daß gerade der heutige Leser mehr als die harte Nachricht sucht: nämlich Wärme. Ernst von der Decken war ein behutsamer Sachverwalter dessen, was er ›Herz‹ zu nennen pflegte. Mitten im Zeitungsbetrieb war er zwar immer in Eile, aber wenn jemand ihn wirklich brauchte, entstand um seine leicht gebeugte Gestalt eine Insel, auf der es keine Uhren und Termine gab.



Foto: d

EINE NEUE OLYMPIA-HOFFNUNG IM SCHWIMMEN

Australien hat seine Sensation: Ein Geschwisterpaar, die 13jährige Ilse und der 15jährige Jon Konrad, erobern sich einen Weltmeistertitel im Schwimmen nach dem anderen. Bei den australischen Meisterschaften 1958 schlug Ilse mühelos die Olympiasiegerin Lorraine Crapp über 800 Meter und 880 Yards. Jon, der anfangs nur aus Gesundheitsgründen schwimmen ging, um eine Kinderlähmung auszukurieren, übertrumpfte selbst diese Leistung noch. Innerhalb einer einzigen Woche stellte er sechs neue Weltrekorde im Freistilschwimmen auf. Über 440 Yards unterbot er dabei Johnny Weißmüllers Rekord von 5:4,2 Minuten, eine Zeit, für die der ›Film-Tarzan‹ einst die olympische Goldmedaille erhielt. Jon Konrad kraulte die gleiche Strecke in nur 4:2,9 Min. Die beiden jungen Schwimmwunder stammen aus einer lettischen Zahnarzt-Familie. Kurz nach dem letzten Krieg nahm sie Australien als Flüchtlinge auf. Nun trainieren Ilse und Jon eifrig für die Olympiade 1960 in Rom, um auch dort, wie ihr Trainer hoffnungsfroh sagt, »die Stoppuhren verrückt zu machen«.



Foto: dpa

BERLIN BEWUNDERT SIE

Die heute 24jährige Johanna von Koczian, die in Salzburg studierte und sich schnell nach Berlin, auf Barlogs Bühnen, spielte, ist nicht nur zart und großäugig, mädchenhaft und kecknasig, sie ist auch ein sehr kluges, sicheres Geschöpf, das sich bewußt auf keinen Typ festlegt. Sie war eine aufrüttelnde ›Anne Frank‹, eine quecksilbrige ›Franziska‹ in Lessings ›Minna von Barnhelm‹ und eine ätherische ›Ophelia‹. Die Berliner bewundern sie seit zwei Jahren und applaudierten stolz, als man ›ihrer‹ Entdeckung jetzt den begehrten Preis ›Junge Generation‹ für darstellende Kunst des Theaters verlieh.



Foto: dpa

ELEKTRONEN-ORAKEL

Das Spiel mit Elektronengehirnen ist ihm eine liebgewordene Feierabendbeschäftigung. Dann überwindet er auch seine scheue Zurückhaltung, in der dieser berühmte Forscher sonst verharrt. Professor Ludwig Biermann, der aus Hamm in Westfalen stammt, hat das Göttinger Max-Planck-Institut für Physik zu Deutschlands bedeutendstem ›Rechenzentrum‹ gemacht. Von weither kommen Forscher, um dem Göttinger ›Elektronen-Orakel‹ ihre Fragen vorzulegen. Diese Rechenmaschinen sind dem 51jährigen Astrophysiker jetzt von großem Nutzen bei seinem Plan, die energiespendende Kernverschmelzung, die tief im Innern der Sonne stattfindet, technisch nutzbar zu machen. Er ist Deutschlands führender Fachmann auf diesem Gebiet, weil er sich im Innern der Sterne auskennt wie ein Arzt im Innern des Menschen. Seine Vorlesung über den ›inneren Aufbau der Sterne‹ hat weit über Göttingen hinaus seine Zugkraft bewiesen.





Der Mensch als ›Wettergott‹

Robert Jungk antwortet unseren Lesern, die ihm zu diesem Thema schrieben.

Darf der Mensch mit den Naturkräften spielen? Eine Frage, auf die es ebensoviele ›für‹ wie ›wider‹ gibt. Man kann zum Beispiel die Ansicht vertreten, daß der Mensch zum ›Wettergott‹ werden muß, wenn in Zukunft die Milliarden neuer Menschen ernährt werden sollen. Ließe sich nicht beispielsweise eine Kontrolle des Wetters über Wüstenregionen rechtfertigen? Man könnte dort durch Herbeiführung von Regenfällen unter Umständen eine Kulturlandschaft entstehen lassen. Wo und in welchen Fällen aber müssen solche menschlichen Interventionen aufhören? Diese Frage zu studieren wäre fruchtbar.

Als Ergebnis der Beschäftigung mit den Leserbriefen kristallisiert sich in mir die Erkenntnis: Der Mensch pfuscht zwar bereits auf eine sehr grobe Weise in der Natur herum, aber er hat noch nicht die Kunst des verständigen, behutsamen Umganges mit den Naturkräften entwickelt. Wir sind noch lange nicht so weit wie wir glauben, sondern recht plumpe Anfänger im Verkehr mit den uns umgebenden Gewalten. *R. J.*

Leserstimmen zu diesem Problem

›Der Mensch als Wettergott‹ — ja, ist uns in unserer Vermessenheit überhaupt noch zu helfen? Haben wir wirklich 2000 Jahre Kultur und Entwicklung nur dazu vergeudet, um unsere Eitelkeit und Überheblichkeit so weit zu steigern, daß wir heute solche Schlagzeilen in unseren Zeitungen verfassen?

Wir kleinen und im Wandel der Zeiten so unbedeutenden Kreaturen, wir an unserer geistigen, seelischen und körperlichen Unvollkommenheit Dahinsiechenden, wir Unvermögenden, die wir doch nicht einmal für uns alle ausreichend Arbeit und Brot schaffen können, ja nicht einmal mit den Verkehrsproblemen fertig werden — wir schämen uns nicht, nun als ›Wettergott‹ aufzutreten?

Lohnender scheint doch die Anstrengung zu sein, mit unseren erarbeiteten wissenschaftlichen Mitteln den bestmöglichen Anpassungsgrad an die nun einmal vorhandenen und seit Jahrmillionen wirksamen Naturkräfte zu erreichen! Solange das nicht erzielt ist, können wir doch nur als Phantasten an eine Beeinflussung der allerorts herrschenden Naturkräfte herantreten. Und es sind doch nur Gaukelbilder, die uns die Phantasie beschert. Dazu abschließend eine Fabel:

Die Geschichte vom klugen Dorfschulzen

›Es war einmal ein Schulze, der hieß Hoppe, dem konnte es der liebe Gott nie recht machen mit dem Wetter: Bald war's ihm zu trocken, bald regnete es zuviel, und da sagte der liebe Gott endlich: »Im nächsten Jahr sollst du das Wetter selbst machen.« So geschah es denn auch, und der Schulze Hoppe ließ es abwechselnd regnen und die Sonne scheinen, und das Getreide wuchs, daß es nur so eine Freude war, mannshoch. Als nun aber die Ernte kam, waren alle Ähren taub. Schulze Hoppe hatte den Wind vergessen, und der muß doch wehen, wenn das Getreide sich ordentlich besamen und Frucht tragen soll. Seit der Zeit hat Schulze Hoppe nicht mehr übers Wetter gesprochen und ist zufrieden damit gewesen, wie es unser Herrgott gemacht hat.‹

Adalbert Kuhn u. Wilhelm Schwartz (aus Deutsches Lesebuch für Volksschulen 3. und 4. Schuljahr).

Günter OELKERS, Hannover-Döhren

Was heißt eigentlich ›spielen‹?

Die Entscheidung über die von Ihnen gestellte Frage wäre kurz getroffen, wenn es nur darauf ankäme, die Frage so zu beantworten, wie ihr Wortlaut es sagt. Das Wort ›spielen‹ enthält begrifflich eine Tätigkeit ohne Verantwortung. Es kann daher nur eine Entscheidung geben: Spielen darf der Mensch niemals mit Naturkräften. Sie würden ihn sonst überwältigen, weil sie stärker sind als der Mensch. Das Spiel mit Naturkräften ist also — gleichgültig, ob wir die Gefahr der einzelnen Naturkraft kennen oder nicht — lebensgefährdend. Die Anwendung der Naturkräfte verlangt Verantwortung und Ernst.

Ist es darum nicht ungeheuerlich, in welcher Weise der Mensch am Ende des 20. Jahrhunderts den Naturkräften gegenübertritt? Wenn es nicht möglich ist, ohne Gefährdung der Menschheit die Auswirkungen einer Naturkraft zu erforschen, ist der Forscherversuch unverantwortlich — ja, verbrecherisch.

In meiner Heimatstadt Königsberg hatte man für eine Maschinenausstellung eine große Halle, das ›Haus der Technik‹ gebaut. Das Haus trug eine Widmung: ›Mensch, bleibe Herr über die Maschine!‹ Ist dieses Gebot bereits notwendig geworden für ein von Menschenhand selbst geschaffenes Werk, die Maschine, um wieviel mehr ist es notwendig, gegenüber den uns weit überlegenen Naturkräften dem Menschen ein klares ›Erkenne dich selbst‹ zuzurufen: Mensch, erkenne die Grenzen deiner Kraft! Nur die vom Menschen gebändigte Kraft der Natur vermag ihm zu nützen.

Rechtsanwalt BASARKE, Euskirchen

Leserbriefe zu seiner vierten Frage: Weltraumfahrt — ja oder nein? beantwortet Robert Jungk in Heft 10.

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 43

Europäisches Vokabular

Ich schätze Ihre Zeitschrift wegen des wohltuenden Mangels an Chauvinismus. Ich bekomme aber Zahnschmerzen, wenn ich schlechtes Deutsch finde. Vielleicht bin ich, dreisprachig aufgewachsen, besonders empfindlich gegen solche Modekrankheiten. Jedenfalls liebe ich die eigenwüchsigen Schönheiten der europäischen Hauptsprachen. Deutsche Worte wie Weltbürger, Weltschmerz, Wanderlust, Kindergarten bilden eine Bereicherung des europäischen Vokabulars. Aber bedauerlich ist ein billiger Snobismus, der im Französischen wie im Deutschen einreißt: Fremdwörter zu benutzen, deren Bedeutung in der Ursprache einen vollwertigen eigenen Begriffsausdruck besitzt, z. B. ›trend‹ statt Zug, Hang, Richtung, Neigung, oder verbal ausgedrückt: verläuft in der Richtung. ›Test‹ statt Versuch, Probe, Untersuchung, feststellen, erproben, fragen. Die Beispiele lassen sich leider mühelos vermehren.

Henri Michel de LANDES, London N. W. 3

Gefahr für die Leber

Dem Artikel von Dr. Labenzke möchte ich eine wichtige Ergänzung hinzufügen. Bevor nämlich die erkrankte Leber mit Schmerzen warnt, gibt oft bereits die Haut mit typischen Zeichen Alarm. Allgemein bekannt ist die gelbe Hautfärbung bei Erkrankung der Leber- und Gallenwege. Typisch für Leberschrumpfung sind die sogenannten Lebersternchen, millimetergroße, spinnenförmige Gebilde an Arm und Hals. Neben Nagelveränderungen sollen noch die Weißfleckung der Haut in Nacken- und Schultergegend genannt werden — alles wichtige Hilfsmittel zur Diagnose der Leber- und Gallenerkrankungen.

Dr. H. FISCHER, Berlin

Von den Ausführungen in Nr. 26 möchte ich besonders den Schlußsatz unterstreichen: nämlich das Gebot, sich selber stärker zu beobachten. So bedeuten bereits Sodbrennen, Aufstoßen und Völlegefühl nach der Einnahme des Frühstücks ein ernstes Alarmzeichen. Es kann durch schweren Kuchen und überfettete Mehlspeisen bewirkt werden, die sich bei allen Leber- und Gallenleidenden als recht schädlich erweisen. Eine sofortige Diätumstellung und Verzicht auf fette Speisen ist dringend anzuraten. Außerdem sollte man auf jene Heilkräuter zurückgreifen, die, wie Schöllkraut und Pfefferminze, die Gallenproduktion fördern.

Dr. med. B. BRINGER, München

Schutz den Störchen

Ihr Aufruf ›Mehr Schutz für unsere Vögel‹ in Nr. 5 verdient weiteste Unterstützung. Vor allem sollte dafür gesorgt werden, daß die Zahl unserer Störche sich nicht noch weiter verringert. Leider bleiben jedoch von Jahr zu Jahr mehr Nester auf den Bauernhäusern unbesetzt. KRISTALL hat einen guten Ruf. Deshalb wird seine Mahnung hoffentlich die verantwortlichen Stellen veranlassen, diesen wichtigen Tierschutzfragen die größte Aufmerksamkeit zu schenken, damit sich diese und andere Vögel wieder bei uns in Deutschland heimisch fühlen.

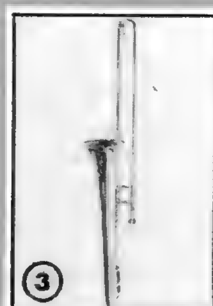
Klaus Peter LANGE, Stade/Elbe

Weitere Leserbriefe siehe Seite 50

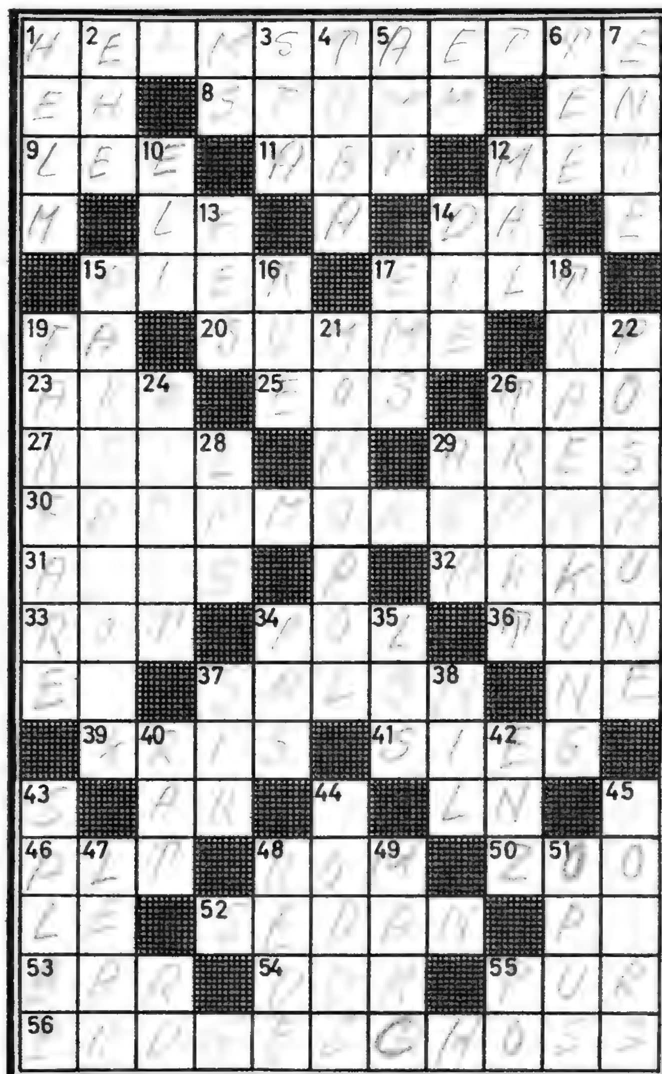
Blasinstrumente







Diese Fotos zeigen drei Blasinstrumente. Die Auflösung der Fragen 4, 19 und 22 senkrecht ergibt ihre Namen.



Waagerecht: 1. Eigenheim, 8. ohne Sprache, 9. Windschatten, 11. Klostervorsteher, 12. Honiggetränk, 14. Hinweis, 15. Landungsbrücke, 17. Aufschrift auf dringenden Briefen, 19. Abkürzung für Firma, 20. Geldbetrag, 23. Papagei, 25. griechische Göttin der Morgenröte, 26. Begriff aus der chinesischen Philosophie, 27. napoleonischer Marschall, 29. griechischer Kriegsgott, 30. Luftspiegelung, 31. Versandanzeige, 32. Kurzbezeichnung für einen Stromspeicher, 33. Farbe, 34. Endpunkt der Erdachse, 36. machen, 37. Prunkzimmer, 39. malaiischer Dolch, 41. Sporterfolg, 46. Singstimme, 48. europäische Hauptstadt, 50. Tierpark, 52. französische Festung, 53. Nachtlokal, 54. Tonart, 55. rein, unverfälscht, 56. Parterre.

Senkrecht: 1. Kopfschutz, 2. Lebensbund, 3. Abkürzung für Santa, 4. siehe Bild 1, 5. Behörde, 6. Getränk, 7. Schwimmvogel, 10. biblischer Hoherpriester, 12. Kennzeichen, 13. Stadt in Nordafrika, 14. Artikel, 15. versklavte Bevölkerung, 16. französisch: Straße, 17. deutscher Badeort, 18. Vollsaugung, 19. siehe Bild 2, 21. alleiniges Vorrecht, 22. siehe Bild 3, 24. Adlerstein, 26. Straßenzug, Strecke, 28. spanischer Artikel (Mehrzahl), 29. mohammedanischer Titel, 34. Tanzschritt, 35. Schicksal, 37. englische Anrede, 38. Strom in Afrika, 40. Beamtentitel, 42. Nebenfluß des Neckars, 43. Heilmittel, 44. Art und Weise, 45. linksrheinische Stadt bei Duisburg, 47. Dramenfigur bei Shakespeare, 48. Ansprache, 49. deutscher Maler, 51. Kompositionsbezeichnung, 55. Strom in Italien.

Richtig geordnet, ergeben die Buchstaben in den Zahlenfeldern 10, 15, 18, 21, 26, 35, 51 und 56 ein viertes Blasinstrument. Dieses Wort ist die Lösung unseres Preisrätsels.

1000 DM WERTVOLLE BÜCHER

1.—3. Preis: Je ein **Lexikon in vier Bänden von A — Z** aus dem Bertelsmann-Verlag. Dieses Werk umfaßt 100 000 Stichwörter, 5000 Textspalten und 4300 Fotos. Halbleder, Preis 176 D-Mark.

4.—7. Preis: je ein **Weltatlas** aus dem Bertelsmann-Verlag. Ein umfassender Atlas-Band mit 498 Seiten und 197 Karten.

8.—13. Preis: je eine **mehrbändige Klassiker-Ausgabe** der gesammelten Werke von Goethe, Schiller, Stifter, Kleist, Hölderlin und Mörike.

14.—20. Preis: je ein **anspruchsvoller Roman** für sie und ihn.

21.—30. Preis: je ein **Kunstband** der Meisterwerke moderner Malerei mit einer Einführung von Marcel Brion.

Gehen mehr richtige Lösungen ein, als Preise ausgesetzt sind, entscheidet das Los (Rechtsweg ausgeschlossen). Eine Korrespondenz kann nicht geführt werden. Schreiben Sie bitte Ihre Lösung, die nur aus dem gesuchten Wort bestehen darf, auf eine ausreichend freigemachte Postkarte (nicht im Brief). Jeder darf nur eine Lösung einsenden. Teilen Sie Ihren vollen Namen und Ihre Anschrift mit und schicken Sie Ihre Preisrätsel-Lösungskarte an: KRISTALL, Rätselredaktion, Hamburg 100. — Einsendeschluß ist der 17. April 1958 (Poststempel). Die Gewinner veröffentlichen wir in unserer Nummer 10/1958.

Auflösung zu Heft 7

Waagerecht: 1. Klaps 4. Wanze, 8. **Rotdorn,** 9. Ra, 10. er, 11. la, 12. Au, 13. Ur, 15. Erl, 17. Go, 19. **Flieder,** 22. Schnee, 23. Re, 24. Nab, 25 Dur, 26 Unterredung, 30. Regenmantel, 35. Art, 36 Ala, 37. UN, 38. Knabe, 40. **Ginster,** 42. Ei, 43. Wer? 44. Nu, 46. AG, 47. AE, 49. so, 51. Schraube, 52. Tritt, 53. Monat.

Senkrecht: 1. Kur, 2. Poe, 3. Streicher, 4. Wolldecke, 5. Ara, 6. N. N., 7. Emu, 12. a. o., 14. R. F., 16. Ren, 17. Gr., 18. Kanu, 20. Berg, 21. wandern, 23. Runzeln, 25. Du, 27. Ehe, 28. Rom, 29. Don, 30. Raum, 31. Nennwert, 32. Albtraum, 33. Ta, 34. Laub, 39. Ase, 40. G. I., 41. Rn., 42. e. G., 45. US, 46. Ast, 47. Acht, 48. Abo, 50. Ort, 51. si.

Das Lösungswort hieß: GOLDREGEN.

Gewinner des Preisrätsels aus Heft 6

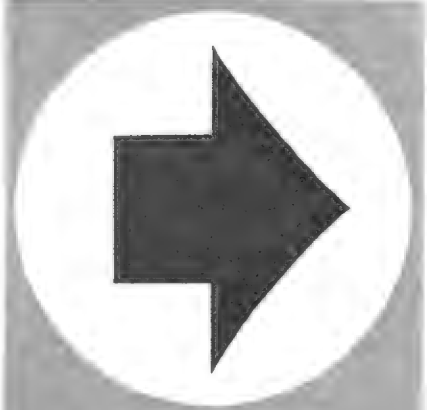
1.—3. Preis: Hermann Müller, Braunschweig; Helga Zacher, Neuweiler/Saar; Peter Pesch, Leverkusen.

4.—7. Preis: Charlotte Weber, Hamburg-Lurup; Brigitte Bachert, Geisenheim/Rh.; Hans Kluge, Berlin-Schmargendorf; K. Niesporek, Athen/Griechenland.

8.—13. Preis: Josef Mattes, Wallbach, Kreis Säckingen; Evelyn Peters, Bad Tölz/Obb.; Werner Peter, Bremen; Eugen Zwerger, Jagstzell, Kreis Aalen; Karl Stöcker, Tübingen; F. Schumann, Hamburg.

14.—20. Preis: Lieselotte Laumer, Würzburg; Franz van Hauten, La Calamine/Belgien; Werner Pannier, Münster/Westf.; Hans Pauls, Lengerich/Westf.; Erich Huber, Frankfurt a. M.; Auguste Andresen, Husum; Ingeborg Witschel, Salach/Wttbg.

21.—30.: Preis: Horst Schendel, Mülheim Ruhr; Charles Scharffetter, Lübeck; August Pietralla, Valkeakoski/Finnland; Hana Ungess, Randegg/Hegau; Margit Bühler, Lemgo/Lippe; Frieda Völtz, Wolfenbüttel; Joachim Barschke, Köln-Sülz; Adolf Zettner, Neustadt am Kulm; Hildegard Boldt, Berlin-Neukölln; Rudolf Albrecht, Heidelberg.



Jede *Kristall*-Ausgabe enthält diese Sonderbeilage

Im nächsten Heft: Die Pest fordert in Europa 25 Millionen Opfer

An die Redaktion

Fortsetzung von Seite 47

Geschichte der Menschheit

In der Zeit der Sizilianischen Vesper (Kristall Nr. 6), in der die Sizilianer alle Franzosen niedergemacht haben, sollen die Anfänge der heute in den USA so gefürchteten Gangsterorganisation ›Mafia‹ liegen. Das war ursprünglich ein sizilianischer Geheimbund, der Sizilien gegen jede Art von Fremdherrschaft schützen wollte und schließlich zu einer Verbrecherorganisation wurde, die sich mit Rauschgiftschmuggel befaßt und Morde auf Bestellung durchführt.

Regina STERN, Hameln

Der Haß der Franzosen gegen den Hohenstaufen, dessen Tod Sie in Nr. 6 darstellen, ging noch über die Hinrichtung hinaus: Konradin und Friedrich von Österreich erhielten kein christliches Grab. Sie wurden im Sand der Küste verscharrt. Erst zwei Jahre später gestattete Karl, daß die Karmelitermönche dort eine Kirche bauten. Das Geld soll Konradins Mutter gegeben haben. Unter dem Hauptaltar fanden die Gebeine Konradins und Friedrichs ihre Ruhestätte. Bis in die Neuzeit hinein wurde dort von den Karmelitermönchen täglich eine Messe für das Heil der Seele Konradins abgehalten. Vor etwa hundert Jahren wurden Konradins Überreste in den Sockel des Denkmals von Thorwaldsen umgebettet, das in jener Kirche errichtet wurde.

Dr. Hans VOGLER, München

Konradin und Friedrich von Österreich wurden nach der Hinrichtung in Neapel am Strand verscharrt. Erst einige Jahre später erlaubte Karl von Anjou, daß dort eine Kirche errichtet wurde, in der die beiden Deutschen dann beigesetzt wurden.

Dr. Georg FRENZEL, Basel

Die alte Marienburg, die Sie in Ihrer Nr. 7 abbildeten, zeigt eine unleugbare Verwandtschaft mit den von Kaiser Friedrich II. in Süditalien gebauten Burgen und Kastellen.

Robert KIRCHNER, Flensburg

Geschichte der Menschheit

Was wir heute von damals wissen, wird hier zu neuem Leben gebracht

BERICHTET IM STIL EINER ZEITUNG

Wer die Vergangenheit versteht, fürchtet die Zukunft nicht mehr!

Redaktion: KRISTALL · 1316 - 1347 nach Christus · Nr. 27 · Seite 105

König Friedrich ist freiwillig ins Gefängnis zurückgekehrt

Das Ehrenwort eines Ritters

Von unserem Sonderberichterstatter

Burg Trausnitz (Oberpfalz), im Juni 1325

Friedrich der Schöne von Österreich hat sein ritterliches Ehrenwort, das er seinem Gegner, König Ludwig dem Bayern, vor zweieinhalb Monaten gegeben hatte, gehalten: Freiwillig ist der Habsburger jetzt in sein Gefängnis auf Burg Trausnitz zurückgekehrt. Der 39jährige Friedrich, der vor elf Jahren zur gleichen Zeit wie Ludwig zum König gewählt worden war, hielt seinen Eid, obgleich Papst Johann XXII. ihn davon entbunden und die Rückkehr ins Gefängnis verboten hatte.

Zu Ostern dieses Jahres hatte König Ludwig den Habsburger aus der Haft entlassen. Nach eingehenden Besprechungen hatte Friedrich, der von Ludwig seit etwa drei Jahren gefangengehalten wird, sich bereit erklärt, auf die Königskrone zu verzichten und seinen Gegner Ludwig gegen jedermann, auch gegen Papst Johann, zu unterstützen. Voraussetzung sei lediglich, daß Ludwig ihn freilasse und ihn mit seinen Erbländern belehne und daß sein Sohn mit Ludwigs Tochter verlobt würde.

Zu diesen Abmachungen wollte Friedrich allerdings noch die Zustimmung seiner Brüder einholen. Deswegen ließ König Ludwig den Habsburger Ostern nach Wien gehen, jedoch unter dem Versprechen, ins Gefängnis zurückzukehren, wenn seine Brüder mit den Vereinbarungen nicht einverstanden sein sollten.

Friedrichs Bruder Leopold, derselbe, der im Jahre 1315 von den Schweizer Eidgenossen besiegt worden war, sprach sich gegen diese Vereinbarungen aus. Daß Friedrich daraufhin tatsächlich — gegen das Verbot des Papstes — in die Haft zurückkehrte, hat ihm die Achtung der gesamten deutschen Ritterschaft eingebracht. Auch König Ludwig ist von der noblen Haltung des Habsburgers tief beeindruckt. Aus der Umgebung des Königs verlautet gar, daß Ludwig seinen Gefangenen jetzt wie einen Freund behandelt und daß er beabsichtigt, den Habsburger zum Mitregenten zu machen.

Beide waren im Oktober 1314 zu deutschen Königen gewählt worden, nachdem Kaiser Heinrich VII. auf seinem Italienzug gestorben war. Damals versuchte Philipp der Schöne, König von Frankreich, die deutschen Kurfürsten zu überreden, seinen Sohn zum König von Deutschland zu machen. Aber die Kurfürsten gingen nicht darauf ein. Ein Teil wählte Friedrich den Schönen von Österreich, den Sohn des 1308 von Johann Parricida ermordeten König Albrechts. Das war am 19. Oktober in Sachsenhausen. Einen Tag später wurde vor den Toren Frankfurts von dem andern Teil der Kurfürsten Ludwig der Bayer gewählt. Während Friedrich dann in Bonn gekrönt wurde, einem Dorfe am Rhein, weil die Aachener ihn abwiesen, wurde — am gleichen Tag — Ludwig in Aachen, also am rechten Ort, aber nicht mit den echten Insignien gekrönt.

Die Folge dieser Doppelwahl war ein Krieg, der am 28. September bei Mühldorf am Inn entschieden wurde: Friedrich wurde geschlagen und gefangengenommen. Aber noch immer ist Ludwigs Stellung nicht gesichert, noch hat der Wittelsbacher einen andern Gegner: Papst Johann XXII.



Das Papstschloß in Avignon. Hier residieren die Päpste seit 1309

Rom verlieh Petrarca den Lorbeerkranz

Von unserem Berichterstatter

Rom, Ostersonntag 1341

In Gegenwart einer tausendköpfigen Menge empfing heute auf dem römischen Kapitol der 37jährige Francesco Petrarca aus den Händen des Senators Orso d'Anguillara den Lorbeerkranz des Dichters. Vorausgegangen war eine drei Tage währende Prüfung, in der König Robert von Neapel den Dichter auf seine Würdigkeit geprüft hatte und aus der Petrarca mit schriftlichem Zeugnis und bekleidet mit einem Mantel des Königs entlassen worden war.

Nicht in Italien, sondern in Südfrankreich ist Petrarca aufgewachsen. Dorthin hatte sich sein Vater gewandt, weil er, ein Schicksalsgenosse Dantes, im Jahre 1302 seine Heimatstadt Florenz hatte verlassen müssen. Petrarca wurde berühmt durch seine Liebesgedichte an Laura, die er im ›Dolce stil nuovo‹, im ›süßen neuen Stil‹, verfaßte. Bedeutender jedoch sind seine humanistischen Studien, die sich mit Roms stolzer Vergangenheit befassen. Als Humanist dichtet Petrarca lateinisch: zur Zeit arbeitet er an einem Epos ›Africa‹, das im Stil Vergils Roms Größe in den Taten des Älteren Scipio Africanus verherrlichen soll. Für dieses Werk — obgleich es kaum erst begonnen wurde — erhielt er den Lorbeer. (Siehe auch Seite 3.)



In Rom auf dem Kapitol wurde Petrarca zum Dichter gekrönt

Pariser Arzt floh nach München

Magister Marsilius und Wilhelm von Occam wurden zu Ketzern erklärt

Von unserem Berichterstatter

München, 1326

Verfolgt als Ketzer haben in München am Hofe König Ludwigs des Bayern zwei bedeutende Pariser Emigranten Zuflucht gesucht: der Arzt und Magister Marsilius von Padua, Rektor der Universität Paris, und sein Freund Johann von Jandun. Sie haben eine Schrift verfaßt, in der sie die weltliche Machtstellung des Papstes aufs schärfste angreifen. Deswegen wurden sie von Papst Johann XXII., der mit aller Macht die Weltherrschaft anstrebt, zu Ketzern erklärt.

Die beiden Gelehrten wurden aufgefordert, sich in Avignon, der Residenz des Papstes, vor einem Inquisitionsgericht zu verantworten. Sie zogen es aber vor, nach München zu gehen, wo König Ludwig, der den Papst als seinen stärksten Feind ansieht, die beiden Emigranten in allen Ehren aufnahm.

Die wichtigsten Forderungen ihrer Schrift sind:

- Der Staat soll nicht bloß den Frieden sichern, sondern auch für das Wohl des Volkes sorgen.
- Die Macht im Staate geht vom Volk aus, dem dessen gewählte Vertreter verantwortlich sind.
- Der Staat ist von der geistlichen Gewalt vollkommen unabhängig.
- Der Priester soll nur Seelsorger sein, und alle Priester sollen für das Heil der Seele sorgen.
- Der Papst ist nichts anderes als ein Seelsorger, und deswegen stehen ihm andere Rechte nicht zu.

Mit diesen Thesen stehen Marsilius und Johann von Jandun in der Nähe des großen Philosophen Wilhelm von Occam. Auch Occam wurde von Papst Johann zum Ketzer erklärt, und zwar wegen seiner Forderung, Papst und Kirche müßten — wie einst Franz von Assisi — in der Armut leben. Die Lehre von der apostolischen Armut aber hat der Papst als ketzerisch verdammt.

Papst Johann XXII. war schon in den Siebzigern, als er im Jahre 1316 vom Kardinalskolleg gewählt wurde. Er ist Franzose, Sohn eines Bürgers aus Cahors, klein, hager, bedürfnislos. Er ist juristisch und theologisch gebildet. Dieser streitbare und bis zum äußersten unnachgiebige Mann ist fast ständig in juristische Prozesse verwickelt. Sein ungeheurer Fleiß — er soll Tag und Nacht über seinen Büchern gesessen haben — und das Feuer seiner sprachlichen Ausdruckskraft haben ihn an die höchste Stelle gebracht.

Als Franzose, der noch dazu in Frankreich residieren muß — denn noch immer ist ja das Papsttum in Avignon, in ›babylonischer Gefangenschaft‹ — hat er eine natürliche Neigung zu Frankreich. Er will die französische Krone über alle andern erheben. Den deutschen König Ludwig hat er bisher nicht anerkannt. Er betrachtet das Reich als vakant und sich selber als Reichsvikar, besonders in Italien. Im Jahre 1324 tat er Ludwig in den Bann.

Ludwig aber hat sich im vergangenen Jahr mit seinem Gegenkönig Friedrich von Österreich ausgesöhnt; er hat Friedrich zum Mitregenten ernannt. Dadurch hat er die Hände frei und bereitet jetzt einen Italienzug vor.

An unsere Leser

Zurück zur Antike

Zwei Städte wollten Petrarca zum Dichter krönen: Rom und Paris. Petrarca hat sich für Rom entschieden. Das war eine Entscheidung, die nicht nur für Petrarca selber gilt, sondern für das ganze geistige Europa. Schlagartig macht sie deutlich, daß die kulturelle Führung des Abendlandes nicht mehr bei Frankreich liegt, sondern bei Italien.

Dieses politisch seit Jahrhunderten zerrissene Italien steht in einem Prozeß, der für ganz Europa epochale Bedeutung haben wird. Italien verjüngt sich, indem es sich plötzlich auf seine große Vergangenheit besinnt. Das antike Rom, die klassische lateinische Sprache, das Leben und Denken der Römer zur Zeit des Augustus sind jetzt zu Vorbildern geworden. Weil Petrarca an einem Epos über das alte Rom arbeitet, in dem er Roms Vergangenheit verherrlichen will, erhielt er den Lorbeerkranz. Und wie Petrarca so gibt es heute in Italien viele Denker, die sich ins Studium der Antike versenken, in die ›Studia humanitas‹. Sie sind ›Humanisten‹, und ihr Ziel ist es, sich mit allen Gebieten des Wissens und der Kultur vertraut zu machen, wobei sie in den klassischen Römern das Musterbild menschlicher Vollkommenheit sehen. Die Zeit von der Antike bis heute erscheint ihnen als eine Zwischenzeit der Barbarei. Die Humanisten wollen die ›Wiedergeburt‹, die ›Renaissance‹ der Antike. Zu ihnen gehört auch der große Dichter Dante und ebenso der Politiker Cola di Rienzi, der jetzt in Rom nach antikem Vorbild eine Republik errichtet hat.

Humanismus und Renaissance sind eng verbunden mit der Entwicklung der italienischen Stadtstaaten, die sich in jahrhundertelangen Kämpfen von der Herrschaft der Feudalherren befreit haben. In den Kämpfen um Freiheit und Macht haben sich hier Menschen geformt, deren hervorstechendste Züge freie Selbstbehauptung und Kritik gegen die Außenwelt sind. Hier leben Menschen, die den Sinn des Lebens im Diesseits sehen. Dieses neue, kraftvolle Lebensgefühl wird der kommenden Epoche seinen Stempel aufprägen.

Florenz — die ›Blumenstadt‹

Die florentinischen Bankhäuser sind in ganz Europa bekannt

Zu den bedeutendsten Städten Europas zählt heute das italienische Florenz. Gewerbefleiß, kaufmännischer Unternehmungsgeist, nüchterner politischer Sinn und Verständnis für Kunst und Wissenschaft sind hier eine glückliche Synthese eingegangen. Wir haben unseren Florentiner Korrespondenten gebeten, unseren Lesern einen Eindruck von dieser lebendigen Stadt zu vermitteln. Hier ist sein Bericht.

Von unserem Korrespondenten

Florenz, 1330

Florenz — die Blumenstadt: So nennen sie die Italiener wegen der Lilie, die sie im Wappen führt. Aber sie verdient diesen Namen auch aus einem anderen Grunde: blumengleich entfaltet sie sich an den Ufern des Arno, zwischen lieblichen Gärten und anmutigen Höhen.

Florenz hat ein eigenes Gepräge. Es gibt dort viele enge Straßen, deren Abgeschiedenheit und stilvolle architektonische Strenge zur Beschaulichkeit anleiten. Dann aber öffnen sich die Straßen zu großen Plätzen, die von lärmendem Leben erfüllt sind. Hier haben die Händler ihre Stände aufgeschlagen. Auf dem Mercato nuovo wimmelt es von Geldwechslern, die die notwendigen Barmittel in fremde Währung umtauschen. Hier werden alle kleineren und größeren Geldgeschäfte abgewickelt. Die Hausfrau tätigt hier ihre Einkäufe. Müßiggänger bummeln an den Auslagen vorbei und tragen die neueste Mode zur Schau.

Auffallend ist übrigens die Schönheit der Florentiner Frauen, die allerdings auch keine Ausgaben scheuen, um ihr Aussehen zu verbessern. Dabei helfen ihnen die raffiniertesten kosmetischen Mittel, die überall zu haben sind. Überhaupt haben die Frauen hier eine viel selbständigere Stellung, als irgendwo sonst in Europa.

Der Italiener an sich ist ja schon sehr selbstbewußt. Zum Teil liegt das daran, daß die ständischen Unterschiede längst nicht mehr so ausgeprägt sind. Adlige und Bürgerliche leben meist dicht beieinander. Sie sind Bürger einer Stadt, wohnen hinter den gleichen Mauern, oft sogar in derselben Straße. Das bleibt auf das politische Leben natürlich nicht ohne Einfluß. Florenz nennt sich stolz Republik. Zwar haben die Florentiner lange an ihrer Verfassung herumexperimentiert, doch haben sich jetzt die politischen Verhältnisse stabilisiert. Es gibt jetzt einen Rat des Volkes mit 300 Abgeordneten und einen Rat der Gemeinde von 250 Mitgliedern, in dem zur Hälfte Adlige und Bürgerliche sitzen.

Florenz verdankt seinen Wohlstand vor allem den Zünften und besonders der Tuchindustrie, die viel Geld in die Stadt brachten. Sehr bald fanden die Florentiner Kaufleute heraus, daß man diese Gelder gewinnbringend anlegen konnte. So entstanden zum Beispiel die großen Bankhäuser Peruzzi und Bardi, bei denen der englische König und französische und deutsche Fürsten große Anleihen aufgenommen haben.

Der Erfolg der Florentiner Kaufleute aber wurde erst durch eine grundlegende Verbesserung in der Abwicklung des Zahlungsverkehrs ermöglicht: das ist der Wechsel oder der Kreditbrief. Heute werden die großen Handelsgeschäfte nicht mehr umständlich und risikoreich gegen Barzahlung abgewickelt. Statt dessen werden alle Zahlungen in Form schriftlicher Geldüberweisungen vorgenommen. Das erleichtert nicht nur den Geschäftsverkehr, sondern es vermindert zugleich das Risiko. Denn alle großen Geldtransporte sind ja immer räuberischen Überfällen ausgesetzt. Jetzt also kann jeder Kaufmann auf weite Entfernungen seine Geldgeschäfte tätigen. Den empfangenen Wechsel löst er dann bei seinem Bankier gegen einheimische Währung ein.

Das moderne Bankwesen ist aus den hergebrachten Wechselgeschäften entstanden. Das zeigt sich auch im Ursprung des Wortes ›Bank‹. Denn ›banco‹ ist das italienische Wort für den Tisch des Wechslers. Hatte ein Geldwechsler sein Geschäft heruntergewirtschaftet oder konnte er seine vertraglichen Abmachungen nicht einhalten, so kam es früher oft vor, daß ihm die empörten Gläubiger seinen Tisch zerschlugen. So entstand aus dem italienischen ›banca rotta‹, der zerbrochenen Bank, der Begriff ›Bankrott‹.


Große Bankhäuser hat Florenz. Hier ein Finanzmann in seinem Kontor

Neben seinen geschäftlichen Verpflichtungen hat der Florentiner Kaufmann aber auch ausgesprochenen Sinn für Bildung und Kultur. Oft ist er ein Gelehrter in beiden alten Sprachen. Sehr viel Geld verwendet er, um seinen Kindern eine gründliche Bildung zukommen zu lassen. Seine besondere Vorliebe gilt den altrömischen und griechischen Dichtern, Geschichtsschreibern und Philosophen. Aristoteles, Plutarch, Virgil und viele andere berühmte antike Denker werden viel gelesen und erfreuen sich zunehmender Beliebtheit.

Was man wissen muß

Eine aufsehenerregende Anatomie schrieb der italienische Anatom Mondino di Luzzi. Seine Erkenntnisse beruhen darauf, daß er selber Leichen sezierte.

* * *

In Lüneburg gibt es einen großen Drehkran mit Tretradantrieb.

* * *

Als einzige Stadt Europas hat Venedig einen Botanischen Garten.

* * *

Ein Drittel aller Einwohner von Florenz ist in der Woll- und Seidenindustrie beschäftigt. 30 000 Personen fertigen jährlich über 25 000 Stück Tuch an.

* * *

Die Stadt Gent erhielt einen 100 Meter hohen Glockenturm mit einem Glockenspiel.

* * *

In Oxford gibt es ein Institut, das regelmäßige Wetterbeobachtungen durchführt.

* * *

In Pisa, Florenz, Grenoble wurden Universitäten gegründet.

* * *

Odorico di Pordenone brachte Nachricht von der Hauptstadt Tibets, Lhasa, von der bisher in Europa gar nichts bekannt war.

* * *

Der Chinese Ma Tuan Lin hat eine Enzyklopädie herausgegeben, in der er auch auf Sonnenflecken-Beobachtungen eingeht, die vor 1300 Jahren gemacht wurden.

Rom hat 408 Gotteshäuser

Von unserem Berichterstatter

Rom, 1325

Eine vor kurzem durchgeführte Zählung hat ergeben, daß im Stadtgebiet von Rom 408 Gotteshäuser sind. Indessen wäre es verfehlt, aus dieser hohen Zahl zu schließen, daß die Ewige Stadt ein Gott wohlgefälliges Leben führt. Vielmehr ist es so, daß die Kriminalität hier in den letzten Jahren stark zugenommen hat.



Ein Ringkampf mit Hindernissen

Um Schottlands Freiheit

Trauer um den Nationalhelden Robert Bruce

Von unserem Berichterstatter

Schottland, 1329

Robert Bruce ist tot. Ganz Schottland trauert um seinen großen Nationalhelden, dem es seine Unabhängigkeit von der englischen Krone verdankt. Der Tod dieses Mannes ist für die Schotten ein unersetzlicher Verlust. Bis zuletzt war Bruce die Seele des Widerstandes. Jetzt hoffen die Engländer unter ihrem König Eduard III., daß es ihnen in absehbarer Zeit gelingen wird, Schottland wieder zu erobern.

Schottland, das seit 844 Königreich ist, wurde im Jahre 1286 von König Eduard I. unterworfen, als das schottische Königshaus im Mannesstamm ausstarb. Aber durch den Sieg am Bannockburn im Jahre 1314 stellte Robert Bruce die Unabhängigkeit Schottlands wieder her. Am Fluß Bannockburn standen etwa 15 000 Schotten einem 25 000 Mann starken englischen Heer gegenüber. Es gelang den Schotten, die englische Reiterei zurückzuwerfen, die den Angriff begonnen hatte. Durch die dabei entstehende Verwirrung unter den Engländern kamen deren Bogenschützen nicht zum Einsatz. Als Bruce dann noch seine gesamten Troßknechte heranmarschieren ließ, die von den Engländern für starke Reserveeinheiten gehalten wurden, war der Sieg entschieden. Die Engländer wandten sich zur Flucht und wurden von den Schotten bis an die Landesgrenzen verfolgt. Da die Schotten keine Gefangenen machten, hatten die Engländer sehr hohe Verluste.

Al-hambra, der Sultanspalast von Granada

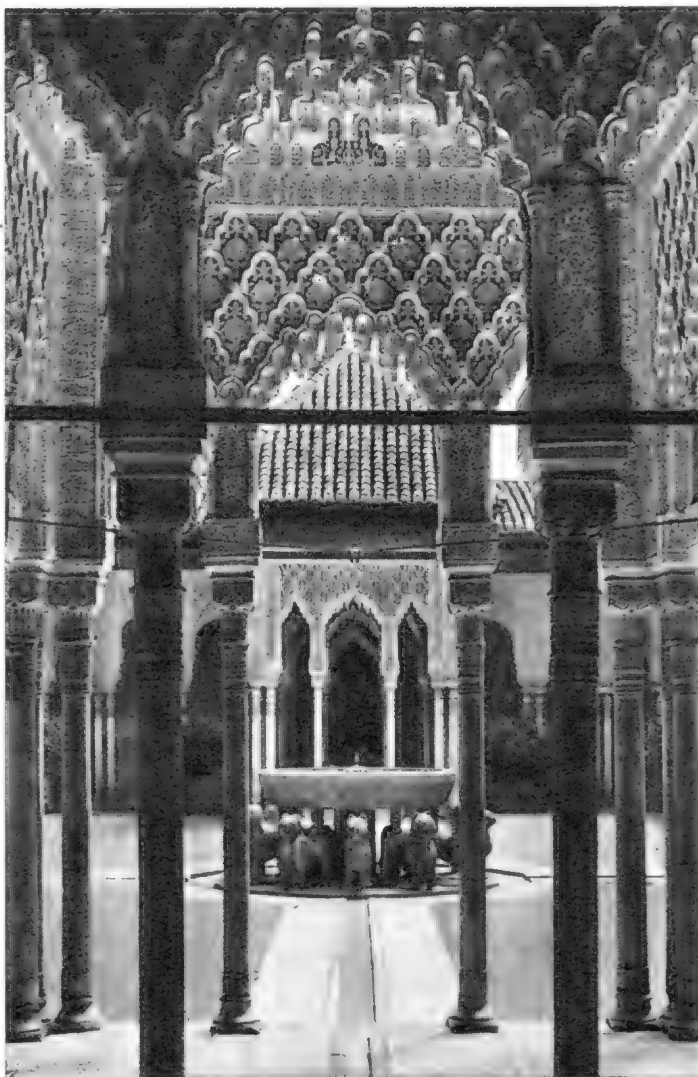
Von unserem Berichterstatter

Granada, Spanien, 1344

Der großartige Alhambra-Palast in Granada ist nahezu fertiggestellt. Mit seinen offenen Höfen, seinen reich geschmückten Wänden, seinen stattlichen Gebäuden mit den weiten Sälen und marmornen Bädern dürfte der Sultanspalast das prachtvollste Bauwerk sein, das die Moslem in Spanien, die sich hier jetzt Mauren nennen, errichtet haben.

Schon vor neunzig Jahren haben die Mauren mit dem Bau dieser Residenz begonnen. Die Alhambra ist hoch auf einem Hügel gelegen. Die Gebäude, Höfe und Gärten nehmen eine Gesamtfläche von etwa vierzehn Hektar ein. Den Namen gaben die wuchtigen Umfassungsmauern, die aus rötlichem Stein sind; al-hambra heißt ›die Rote‹.

Der schönste Teil der ganzen Anlage wird einmal der Löwenhof sein, der jetzt noch nicht ganz fertig ist. Hier stützen zwölf große Fabelwesen ein herrliches Alabasterbecken. Die Fabelwesen gleichen Löwen, doch ist die Ähnlichkeit absichtlich nicht gar zu weit ausgeführt, da Mohammed ja die Nachbildung von Mensch und Tier verboten hat. Deshalb findet man in den schmuckvollen Sälen auch keine Bildnisse. Die Kunst, die hier entwickelt wurde, ist bei aller Pracht und aller Verspieltheit sehr streng, sehr ernst und sehr straff, wie ein Gesetz.



Einer der schönsten Höfe der Al-hambra wird der Löwenhof

Meister Eckehart vom Inquisitor vorgeladen

Von unserem Kölner Korrespondenten

Köln, 1326

Meister Eckehart, der zur Zeit bedeutendste deutsche Theologe und Philosoph, wurde vom Kölner Erzbischof vor ein Inquisitionstribunal geladen. Man wirft dem etwa 65 Jahre alten Eckehart, der an der Kölner Universität Dogmatik lehrt — vorher war er in Paris und in Straßburg —, vor, mit seiner mystischen Lehre vom rechten Glauben abgewichen zu sein. Eckehart sagt, daß Gott in des Menschen Seele sei, ja, daß Gott erst aus der Seele des Menschen geboren werden müsse. — Wir bringen hier einen Ausschnitt aus seinem Traktat ›Vom Wunder der Seele‹.

Ich will euch eine gute Kunde sagen. Wer sie versteht, der empfängt einen rechten Trost: Der Mensch, der Gott liebt, der wird so geliebt von allen Heiligen und von allen Engeln, daß alle Liebe, die man nur zu erdenken vermag, mit dieser Liebe nicht zu vergleichen und ein Nichts gegen sie ist.

Ihr könntet nun sagen, böse Menschen hätten es ja auch sehr gut, weil sie ihren Eigenwillen an anderen durchsetzen. Aber das, was du Böses tust, das tust du dir selbst zum Schaden, und es wird dir wehe genug tun. Sei dessen bei der Ewigen Wahrheit gewiß: Wenn der Zorn Gottes auch noch so groß wäre und er dem Sünder alles Leid der Welt zufügte, so könnte doch Gott den Sünder nicht mehr schlagen, als er schon dadurch geschlagen ist, daß er sündigt.

Wann ist Gott dein? Dann, wenn dich nach nichts anderem mehr gelüstet. Liebst du einen Menschen mehr, denn den anderen — es sei denn, daß du ihn in seinen Tugenden liebst —, so bleibst du du selber und bist nicht in Gott. Wer Gott von Herzen liebt, der liebt einen jeden seiner Ebenmenschen wie sich selber.

Auch Paris rief Petrarca

Ein Brief des Dichters an Kardinal Colonna

Als Petrarca, der jetzt in Rom feierlich zum Dichter gekrönt wurde, auf seinem Landgut in Vaucluse an der Sorgue, unweit Avignons, seine Einladung zur Krönung erhielt, erreichte ihn zu gleicher Zeit eine Einladung von der Universität Paris, wo er ebenfalls zum Dichter gekrönt werden sollte. Über den Konflikt, in den der Dichter dadurch geriet, schrieb er an den ihm befreundeten Kardinal Colonna:

»Ich stehe an zweifelsvollem Scheidewege und weiß nicht, wohin ich mich am ehesten wenden soll. Wundersam und doch kurz ist die Geschichte: Am heutigen Tage, ungefähr zur dritten Stunde, wurde mir ein Brief des Senats überbracht, in dem ich sehr eindringlich und mit vielen überzeugenden Worten nach Rom gerufen werde, den poetischen Lorbeer zu empfangen. An eben demselben Tage, gegen die zehnte Stunde, kommt mir briefliche Botschaft wegen derselben Angelegenheit von dem hochangesehenen Manne Robert, dem Kanzler der Pariser Universität, meinem Mitbürger, der mir und allem, was mein ist, ein sehr guter Freund ist. Dieser ermahnt mich mit ausgesuchtesten Gründen, nach Paris zu gehen.

Wer hätte je, ich bitte dich, hier zwischen diesen Felsen geahnt, daß so etwas eintreten könnte? Da die Sache wirklich fast schon unglaublich erscheint, habe ich beide Briefe mit unverletzten Siegeln zu dir geschickt. Der eine ruft nach Osten, der andere nach Westen. Du wirst sehen, mit was für kräftigen Argumenten ich hierhin wie dorthin gedrängt werde . . . Die mich baten, fanden mich am Morgen auf einsamem Spaziergang im Walde, am Abend aber in den Wiesen an den Ufern der Sorgue. Nun ist aber Freude wohlerwogenem Entschluß feindlich, und ich bin, wie ich gestehen muß, ebenso froh über das Ereignis wie schwankend im Gemüte. Hierhin drängt mich die Freude über die Neuheit, dorthin die Ehrfurcht vor dem Altertum, hierhin der Freund, dorthin das Vaterland.

Du siehst meine Sorge in wogender Flut. Du hast dich nicht geschämt, Hand ans Steuer zu legen, um sie zu lenken; Du wirst nun auch meinen schwankenden Geist mit deinem Rate leiten. Lebe wohl.

An der Quelle der Sorgue, am 1. September 1340 gegen Abend.«

Wen Dante in der Hölle traf . . .

Bis zu seinem Tode arbeitete der Dichter an der ›Göttlichen Komödie‹

Von unserem Mitarbeiter für Literaturgeschichte

Ravenna, 14. September 1321

In Ravenna starb heute, 56 Jahre alt, Italiens größter Dichter: Dante Alighieri. Er starb in der Verbannung; vor zwanzig Jahren war der gebürtige Florentiner von politischen Gegnern aus Florenz ausgewiesen und später sogar noch zweimal in Abwesenheit zum Tode verurteilt worden. Die letzten Jahre verbrachte der Dichter in Ravenna, nachdem er vorher — wie er selber einst klagte — ganz Italien hatte durchwandern müssen.

Dantes Hauptwerk ist die ›Divina Commedia‹, die ›Göttliche Komödie‹, an der er bis kurz vor seinem Tode gearbeitet hat. In diesem gewaltigen Epos erzählt Dante, wie er unter der Führung des Dichters Virgil die Hölle und das Fegefeuer besucht habe. In einem dritten Teil schildert der Dichter das Paradies, wobei seine ehemalige Jugendliebe Beatrice seine Führerin ist. In seinem Epos will Dante den Weg der sündigen Seele zum Heile darstellen.

Mit Virgil durchwandert Dante alle neun Höllenkreise. Im ersten Kreis trifft er jene Seelen, die zwar gut waren, denen es aber noch am rechten Glauben fehlte. Zu ihnen gehören auch die antiken Dichter. Dante schreibt:

Fest steht, daß ich weilte an dem Rand / des tiefen Abgrunds und des Tals der Leiden, / das grenzenlosen Jammers Tosen bannt. Da hört ich eine Stimme laut erschallen: »O ehrt den größten Dichter, der nach Haus / zurückgekehrt von seinem Erdenwallen!«
Da hörte ich den Meister: »Sieh den Hünen! / Mit seinem Schwert in Händen wandelt er / den drein voran, gleichwie der Herr von ihnen.
Das ist der Dichtersouverän Homer; / Horaz der andre, in Satiren weise, / Ovid der dritte, Lucan hinterher.

Und so trifft Dante viele Menschen hier in der Hölle, viele, die bestraft werden für ihre Taten auf der Erde. Im achten Höllenkreis trifft er zum Beispiel Mohammed und dessen Nachfolger Ali. Sie müssen dort leiden, weil sie die Welt gespalten haben. Mohammed selber sagt zu Dante:

Sieh, wie verstümmelt ausschaut Mohammed! / Gespalten im Gesicht vom Schopf zum Kinn / ist Ali, welcher weinend vor mir geht.
Die andern alle, die in gleichem Sinn / von Streit und Zwist gelebt, der Welt zum Harme, / sind so zerspalten deshalb auch . . .

Auch in seiner ›Göttlichen Komödie‹ hält Dante noch an seiner politischen Idee fest, für die er in die Verbannung mußte: daß Italien nur unter einem Kaiser wieder zur Ruhe kommen könne. Deswegen wirft er Rudolf von Habsburg, dem er auf dem ›Läuterungsberg‹ begegnet, vor:

er heilte nicht Italiens Wunden, dran es nun verendet . . .

Schon in seiner lateinischen Staatsschrift von der Monarchie hatte Dante sein Bekenntnis zum Kaisertum abgelegt. In jener Schrift wollte er den Beweis geben für die Göttlichkeit und für die Vernünftigkeit des Kaisertums. Und das haben seine Gegner bis zum Tode nicht verziehen.



Die Grablegung des Herrn hat der italienische Maler Giotto di Bondone auf diesem Bild dargestellt

Der Maler Giotto ist gestorben

Nachrichtendienst der G. d. M.

Florenz, 8. Januar 1337

In Florenz starb heute im Alter von 70 Jahren der berühmte florentinische Maler Giotto di Bondone. Giotto gilt als der Wegbereiter einer neuen italienischen Kunst, die sich von den bisher gültigen, zum Teil aus dem Byzantinischen stammenden Überlieferungen stark unterscheidet. In großartiger Einfachheit und ausdrucksvoller Knappheit stellte er Szenen aus biblischen Erzählungen und aus dem Leben des heiligen Franz von Assisi dar, den er so sehr verehrte. Neu ist vor allem, daß Giotto seine Gestalten sehr lebensnah und körperhaft zeichnete.



Burg Chillon am Genfer See im Land der Eidgenossen. Dem ›Ewigen Bund‹ der Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden, die im November 1315 am Morgarten über die Habsburger siegten, ist Luzern beigetreten

Französische Flotte total vernichtet

Eduard III. von England erhebt Anspruch auf französischen Thron

Von unserem Berichterstatter

London, im Juni 1340

Die englische Flotte hat die französische Flotte im Ärmelkanal bei Sluys vollständig vernichtet. Diesen großartigen Sieg über die Franzosen errang König Eduard III. von England im Bündnis mit den flandrischen Städten. Der Sieg verschafft den Engländern die unangefochtene Herrschaft über den Kanal. Während sie dadurch vor französischen Überfällen auf ihre Häfen wie Southampton, Portsmouth und Hastings sicher sind, haben sie selber freien Zugang nach Flandern und Nordfrankreich.

Der Krieg zwischen England und Frankreich hatte eigentlich schon vor drei Jahren begonnen, als Philipp VI., ein Neffe Philipps des Schönen, die Regierung übernahm. Gegen ihn erhob Eduard III. Ansprüche auf den französischen Thron. Eduards Mutter ist nämlich eine Tochter Philipps des Schönen.

Obgleich die englischen Großen vor noch gar nicht langer Zeit den Standpunkt vertreten hatten, daß England sich auf seine insulare Lage besinnen und sich vom Festland fernhalten solle, waren es diesmal, die den König aufforderten, seine Ansprüche auf den französischen Thron geltend zu machen. Gleichzeitig wurde Eduard auch von den flandrischen Städten, die noch zu Frankreich gehören, gebeten, den Krieg zu unternehmen. Die flandrischen Städte, deren Führer Jakob von Artefelde ist, sind voller Haß gegen das feudale Frankreich. Flandern ist mit seiner Wolltuchindustrie das wirtschaftlich am weitesten vorgeschrittene Land Europas. Allerdings herrschen hier starke soziale Spannungen. Die Geschlechter und die reichen Kaufleute stehen auf seiten Frankreichs, während die Zünfte und das Proletariat der Weber, die von dem französischen Statthalter stark unterdrückt werden, es mit den Engländern halten. Im Jahre 1302 hatten die Spannungen in Frankreich zu einem Aufstand der Zünfte geführt. Die französische Besatzung von Brügge wurde nachts überfallen und massakriert. Wenig später kam es bei Kortrijk zu einer Schlacht, in der ein französisches Ritterheer vom Fußvolk der Zünfte vernichtet wurde. Weil die Bürger Tausende von Sporen eroberten, heißt jene Schlacht die »Goldene-Sporen-Schlacht«. Seitdem hat sich der Krieg zwischen den flandrischen Zünften und den Franzosen hingezogen.

Für Eduard III. sind diese Zustände in Flandern eine gute Hilfe im Kampf um den französischen Thron. Der heute 27 Jahre alte Eduard ist sehr populär. Er ist tapfer und beherzt, und niemand hat ihn in Gefahr jemals erbleichen oder auch nur die Miene verändern sehen. Ob sein Sieg über die französische Flotte bereits eine wirkliche Entscheidung ist, bleibt abzuwarten. Die Franzosen sehen in Eduard einen Fremden und sind bereit, den Krieg mit allen Mitteln fortzusetzen.

Die Türken rücken nach Westen vor

Von unserem Berichterstatter

Konstantinopel, 1338

Konstantinopel, einst die Hauptstadt eines Weltreiches, steht unter dem Eindruck einer alarmierenden Nachricht: Die osmanischen Türken haben die alte Handelsstadt am Marmarameer, Nikodemia, eingenommen. Damit ist das Byzantinische Reich, das im Westen von Serben, Bulgaren, Venezianern und Genuesen stark bedrängt wird, wieder um ein wichtiges Gebiet ärmer geworden.

Die osmanischen Türken haben in Kleinasien auf den Trümmern des mongolischen Seldschukenreichs ein eigenes Reich errichtet. Gründer war Osman I., dessen Sohn Urchan jetzt das türkische Reich noch weiter nach Westen – und zwar auf Kosten Europas – ausdehnen will.

Letzte Meldungen:

Der Papst will einen neuen König: Karl IV. von Böhmen

Von unserem Berichterstatter

Rhens am Rhein, 11. Juli 1346

In der kleinen Stadt Rhens am Rhein wurde heute auf Betreiben des Papstes Clemens VI. ein neuer deutscher König gewählt: Karl IV., Markgraf von Böhmen, der Sohn des erblindeten Königs Johann von Böhmen aus dem Hause Luxemburg. Damit hat Deutschland wieder einmal zwei Könige. Denn Kaiser Ludwig der Bayer, der seit 1314 König und seit 1328 Kaiser ist, will sich nicht geschlagen geben.

In Wirklichkeit aber hat Ludwig der Bayer seinen schweren Kampf gegen die Kurie bereits verloren. Schon Papst Johann XXII. hatte den Wittelsbacher niemals anerkannt; er wollte selber Reichsvikar sein. Und jetzt hat auch Papst Clemens VI. noch einmal den Bannfluch gegen Ludwig geschleudert und in seiner Bannbulle die gräßlichsten Verwünschungen ausgestoßen: Ludwigs Ausgang und Eingang seien verflucht; der Herr möge ihn mit Narrheit schlagen; der Zorn Gottes und der Apostel Petrus und Paulus möge über den Bayern in dieser und in jener Welt entbrennen.

Ludwigs ganze Regierungszeit war bisher ein ununterbrochener schwerer Kampf. In den ersten Jahren stand ihm als Gegenkönig Friedrich von Österreich entgegen, bis die beiden sich 1325 einigten, das Reich gemeinsam zu regieren. Aber inzwischen hatte Ludwig sich den Papst zum unversöhnlichen Gegner gemacht. Trotzdem konnte er sich langsam durchsetzen, während Friedrich mehr und mehr in den Hintergrund trat und im Jahre 1330 starb. Jetzt aber haben auch die Kurfürsten sich gegen Ludwig gestellt, weil er seine Hausmacht eigenmächtig um Brandenburg, Tirol und Holland vergrößert hat.

Der neue König, der 30jährige Karl IV., mußte im April in Avignon dem Papst eine Reihe von Zugeständnissen machen. Er hat sich verpflichtet, alle Zusagen früherer Kaiser zu erfüllen und insbesondere den Kirchenstaat unangetastet zu lassen. Auch hat er zugesagt, sich bei der Kaiserkrönung nicht länger als nur einen Tag in Rom aufzuhalten.

Karl wurde verwundet

Von unserem Berichterstatter

Crécy (Frankreich), 26. 8. 1346

In einer Schlacht bei Crécy, die für das französische Heer mit einer furchtbaren Niederlage durch die Engländer endete, wurde heute der deutsche Gegenkönig Karl IV. verwundet. Sein Vater, der blinde König Johann von Luxemburg, blieb erschlagen auf der Walstatt. Johann und Karl wollten dem französischen König Philipp VI. mit 500 Rittern gegen König Eduard von England Hilfe leisten.

Volkstribun Cola di Rienzi

Rom wieder Republik – Wiedergeburt der Antike

Von unserem Berichterstatter

Rom, im Mai 1347

Cola di Rienzi, Führer der römischen Volkspartei und Humanist, hat in Rom einen Freistaat nach altrömischem Muster eingerichtet. Dabei ließ er sich zum Volkstribun wählen. Rienzi will auf diese Weise das antike Rom wiederherstellen.

Der 33 Jahre alte Rienzi wurde als Sohn eines Schankwirts in Rom geboren. Ähnlich wie der große Dichter Petrarca will auch dieser Autodidakt die Welt der Antike wiedererwecken. Seine ungeheure Rednergabe hat ihn bei den Römern schnell beliebt gemacht. Rom, das von den Päpsten verlassen wurde, möchte ja nur allzugern seine alte Bedeutung und seinen alten Glanz wiederhaben.

Aber Cola di Rienzi hat, besonders unter dem römischen Adel, viele Gegner. Indessen sehen auch nüchterne politische Beobachter in ihm nichts anderes als einen theatralischen Phantasten, dessen Herrschaft eine kurze Episode bleiben dürfte.

Paris bestimmt die Mode

Tonangebend ist zum erstenmal der Bürger

Von unserer Modeberichterstatterin

Paris, 1345



Gugel heißt die Kragenkapuze, die heute fast überall getragen wird (oben). Die Kopfbedeckung der verheirateten Frau ist die Hulle (Bild rechts)

Frankreich führt in der Mode. Obgleich es seit mehreren Jahren mit England in einen heftigen Krieg verwickelt ist, gibt es zur Zeit wie in der Philosophie und in der Politik auch in der Kleiderfrage den Ton an. Der Reichtum der flandrischen und nordfranzösischen Städte und ihrer Bürger hat eine bürgerliche Mode entstehen lassen, die dann in Paris, der Hauptstadt des Landes, weiterentwickelt wurde.

So zeigt sich auch auf dem Gebiet der Mode, daß der Bürger in der modernen Gesellschaft an Bedeutung gewonnen hat. Bisher waren es die Adligen, die die Mode bestimmten.

Der gutangezogene Bürger von heute trägt das ›Mipartitum‹, die enge Strumpfhose, deren Beine verschiedenfarbig sind. Dazu wird die ›Schecke‹ getragen, ein Wams mit vielen Knöpfen und tiefem Gürtel.

Das Gewand der Dame ist die Cotte mit großem Ausschnitt. Darüber trägt sie die Surcotte, die seitlich bis zur Hüfte offen ist.



Kaiser Ludwig der Bayer †

Nachrichtendienst der G. d. M.

München, 10. Oktober 1347

Völlig überraschend ist heute Kaiser Ludwig der Bayer gestorben. Bei Tisch war der Kaiser von einer Kolik befallen worden. Um sie zu vertreiben, stieg er zu Pferde. Aber nicht weit von Kloster Fürstenfeld bei München verlor er die Besinnung und stürzte aus dem Sattel.

Der Kaiser war 60 Jahre alt. Sein Tod macht dem im Vorjahr gewählten Gegenkönig Karl IV. den Weg frei. Es gilt als wahrscheinlich, daß Ludwig der Bayer vergiftet wurde. Doch hat er einer Vergiftung oft durch Gegengifte vorzubeugen versucht. Dadurch war seine Gesundheit in den letzten Jahren stark erschüttert.

Wieder schlank - und befreit von Seelen-Ballast



21 Pfund leichter und keine Minute gehungert!

Übergewicht ist eine Last. Und das besonders seelisch. Man merkt es auch an seinem Mann. Und das ist bestimmt eine ernsthafte Warnung. Weil das Gewicht so zur Bedrohung für die Ehe werden kann.

Sie wissen ja, daß das alles nicht so leicht ist. Manches Mal möchte man fast verzweifeln. Gerade nach so vielen Versuchen, die doch nie richtig geholfen haben. Kein Wunder, wenn man dann auch nicht viel Zutrauen zu Cocos hat. Aber man versucht es dann doch mal. Und nach einer Woche merkt man dann, wie gut alles bekommt.

Natürlich hätte es auch alles viel schneller gehen können. Aber darauf allein kommt es ja nicht an. Sondern vor allem auf die gute Wirkung. Und nachdem die feststand, ist es ja auch gesundheitlich in Ordnung. Jetzt, nach der Kur, fühlt man sich viel gesünder und froher als vorher. Auch in der Ehe ist man wieder glücklich. Es gibt sogar Bekannte, die behaupten: »Du bist viel hübscher geworden.« Das ist kein Kunststück: Bei der schlanken Taille.

Auch Ihnen wird man wieder ehrliche Komplimente machen, wenn Sie wieder schlank sind und befreit von Seelen-Kummer, wie in dieser Geschichte erzählt.

Kostenloser Versuch

Damit Sie selbst feststellen können, wie gut Cocos wirkt, geben wir Ihnen die einmalige Möglichkeit, erst eine ganze Packung zu probieren. So können Sie in aller Ruhe feststellen, wie gut Ihrem Befinden diese neuartige Schlankheits-Kur tut. Sie fühlen sich nicht nur leichter an Gewicht, sondern von Tag zu Tag auch wohler und glücklicher.

Nur ein kleines Cocos-Täfelchen vor jeder Mahlzeit verhindert, daß Ihr Körper neuen Ballast ansetzt. Auf diese Weise wird zugleich Ihr Appetit reguliert. Sie spüren jedoch nicht die geringsten Hunger-Schmerzen. Vielmehr brauchen Sie Ihre täglichen Eß-Gewohnheiten kaum zu ändern. So daß Ihr Körper ausreichend mit allen nötigen Vitaminen und Wirkstoffen versorgt bleibt, die so wichtig für eine gute Gesundheit sind.

Garantie: Kein Risiko!

Wie Sie sicher wissen, gibt es in Deutschland im Gegensatz zum Beispiel zu Amerika noch kein Gesetz, das genau die Angabe vorschreibt, welche Bestandteile in einem Mittel enthalten sein dürfen. Weil wir Ihnen jedoch nichts vormachen wollen, haben wir exakt jeden einzelnen Bestandteil auf der Packung angegeben, so daß Sie bei Cocos garantiert vor jeder Täuschung sicher sind.

Schmeckt gut – und wirkt nachhaltig

Weil ja viele Menschen berufstätig sind, können diese nicht jeden Tag eine Blechdose mit sich herumschleppen. Daran haben wir gedacht, als wir die Portions-Täfelchen machten. Man kann sie einfach in die Tasche stecken und überall mit hinnehmen, auch auf Reisen oder wenn man im Restaurant ist. Daß diese Täfelchen dabei noch so gut schmecken, macht ja die Kur so besonders angenehm.

Niemand sieht es Ihnen an, und keinem fällt es überhaupt auf, wenn Sie diese moderne Schlankheits-Kur machen. Alle merken es erst, wenn Sie wieder so schlank geworden sind, wie Sie es von Natur aus ja eigentlich immer waren.

Alles, was Sie tun müssen, ist, einfach den Gutschein ausschneiden. Darauf erhalten Sie eine Kur-Packung mit 42 Cocos-Täfelchen. Sie können damit in Ruhe erst einmal einen Versuch machen und haben 3 Wochen Zeit, bevor Sie sich entscheiden, ob Sie die Kur weitermachen und bezahlen wollen. Gefällt Ihnen der neue Weg zur schlanken Linie nicht, schicken Sie einfach den Rest der Packung zurück. Und der Versuch kostet Sie keinen Pfennig. Wollen Sie also schon in wenigen Wochen so schlank sein, daß Ihre beste Freundin Sie um Ihre schlanke Linie beneidet, so schreiben Sie einfach an:

Cocos, Abt. 448 JR, Hamburg 1, Postfach



Die neuen Cocos-Täfelchen wurden zuerst in Amerika entwickelt. Heute gibt es diese moderne Schlankheits-Kur nicht nur in Deutschland, sondern in 74 Ländern der Erde. Es gibt wohl keinen besseren Beweis, daß diese moderne Schlankheits-Kur wirklich mehr hält, als Sie selbst davon erwarten.

NEU CoCos TÄFELCHEN

GUTSCHEIN

Dieser Gutschein berechtigt Sie zur unverbindlichen Anforderung einer Original 3 Wochen-Kurpackung auf Probe.

- O **Cocos-Täfelchen Kurpackung im Wert von 14,80 DM**
- O **Cocos-Granulat Kurpackung im Wert von 11,50 DM**

Sie können also 21 Tage lang einen Versuch auf unsere Kosten machen und danach den Rest wieder zurückschicken, ohne einen Pfennig dafür zu bezahlen. Nur wenn Sie zufrieden sind, diese moderne Schlankheitskur weiter machen wollen, behalten Sie die Packung, um weiter schlank zu werden und es auch zu bleiben, und überweisen uns einfach den Betrag. — Doch damit können Sie sich bis nach dem Versuch Zeit lassen.

An Cocos, Abt. 448 JR, Hamburg 1, Postfach



Lockende

Ein Expeditionsbericht mit Fotos/Von B. Gorsky

Links: Die ›Moana‹ unter Segel. Drei Jahre lang diente der alte bretonische Fischkutter den vier Weltfahrern als Wohnung und Forschungslabor. **Unten:** Der intelligenteste Meeresbewohner in der Karibischen See ist der Papageienfisch. Er verfolgte alle Bewegungen der Taucher, ließ sie aber nie dichter als sechs Meter herankommen. Mit seinen harten, papageischnabelförmigen Kiefern zerstückelt er sogar Korallen.

Welt – unter Wasser

Mit einem alten Fischkutter und 500 Mark in der Tasche segelten vier junge Franzosen einmal rings um die Erde. Drei Jahre dauerte ihre Fahrt, auf der sie die Weltmeere ›von unten‹ kennenlernen wollten. »Das erstaunlichste war«, so berichtete Expeditionsleiter Gorsky KRISTALL, »daß wir vier auf dem winzigen Schiff drei Jahre zusammen leben konnten, ohne uns hassen zu lernen.«

Schweren Herzens löste sich Bernard Gorsky von der Korallenwand und tauchte auf. Der Anblick eines einsam dahinziehenden Gauklerfisches hatte ihn lange gefesselt. An der Wasseroberfläche brachte er seine Tauchermaske in Ordnung und stieß wieder hinab in die bläulich verschleierte Tiefe der roten, braunen und grauen Korallen.

Jedoch der Gaukler war fort. Auch die Scharen bunter Fische, die ihn eben noch umspielt hatten, sah er nicht mehr. Irgend etwas hatte sich verändert. Da hörte er das vereinbarte ›Haifisch-Signal‹ seiner drei Gefährten: Eine Folge von ›Tüt‹-Lauten, die sie hinter ihren Atemgeräten ausstießen. Mit einem Ruck wendet sich Gorsky um. Für Sekunden hat er das Gefühl, das der Pilot eines Weltraumschiffes erleben muß: fast schwerelos treibt er im dreidimensionalen Raum. Um zu wissen, wo oben ist, hätte er den Weg seiner ausgeatmeten Luftblasen verfolgen müssen. Doch da schießt ein großer, grauer Torpedo auf ihn zu: Ein Hai, über vier Meter lang.

»Haifische greifen niemals Menschen an«, hatte Gorsky Jahre vorher in seinem ersten Buch über den Tauchsport geschrieben, das von französischen Unterwasserjägern sehr geschätzt wird. In seinem zweiten Werk wird das Kapitel über die Haifische anders aussehen.

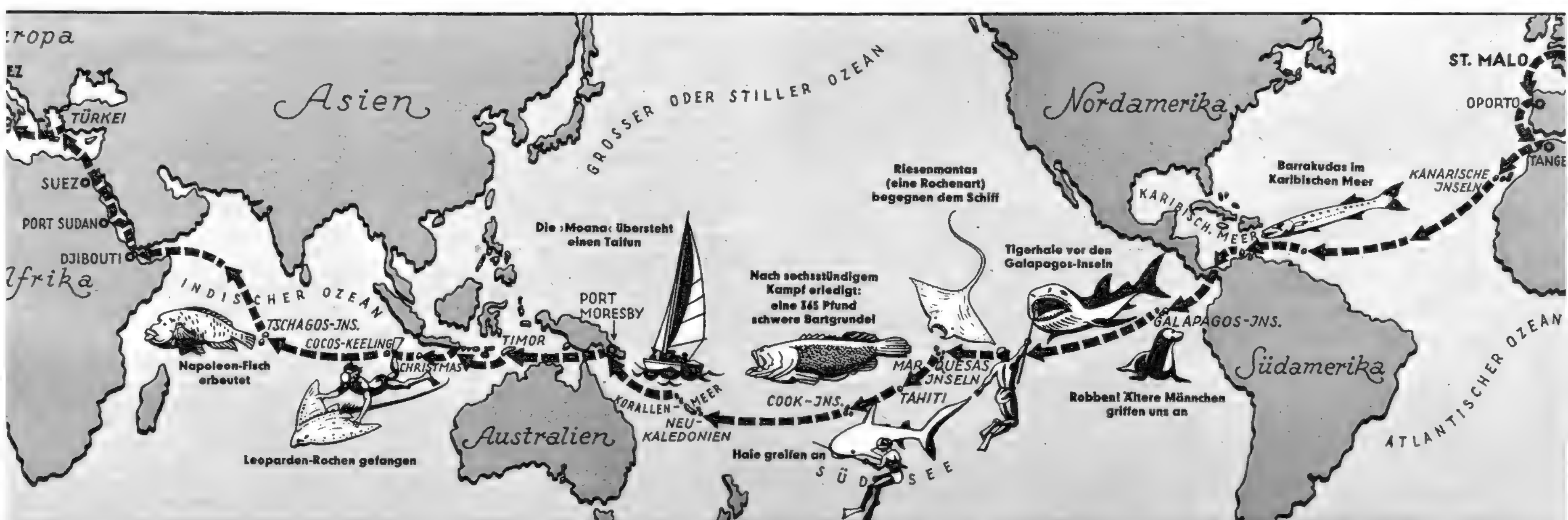
Nur noch zwei Meter ist der Tigerhai entfernt. Er öffnet den Rachen, und Gorsky erblickt deutlich die blanken Zähne des Unterkiefers. Instinktiv stößt er die stählerne Harpunenspitze dem Hai in die rosafarbene Nase. Mit einem heftigen Schwanzruck macht das Tier kehrt und verschwindet im tiefen Blau der

Fortsetzung nächste Seite



Fotos: Gorsky/Richter/Dalmas

Schuppen, so groß wie Untertassen, bedecken den Leib des Napoleonfisches. Er wird bis zu 100 Kilogramm schwer. Seine Lebensweise war bisher noch sehr rätselhaft. Einer der ›Moana‹-Taucher erlegte diesen gewaltigen Fisch mit einer Unterwasser-Harpune bei der Südsee-Insel Chagos. Das Tier soll sehr intelligent sein. **Unten:** Die Reiseroute der ›Moana‹. Die interessantesten Erlebnisse hat unser Zeichner symbolisch am Ort der Handlung dargestellt.



Zeichnung: W. Dreese

Oben: Roger Lesage filmt auf dem Korallengrund des Karibischen Meeres. In dem Netz führt er Blitzlichtbirnen mit. Da das Meerwasser das rote und gelbe Licht in hohem Maße verschluckt, sind besondere Filter notwendig, um das Leben im Korallenmeer in echten Farben festzuhalten. **Unten:** Irgendwo war immer ein Hai in der Nähe. Nie hörte dieses tückische Auge auf, die Taucher bei ihrer ohnehin gefährlichen Unterwasserarbeit zu beobachten.



Abgründe. Schon sind auch Gorskys Kollegen zur Stelle. Mit dem Tauchen war fürs erste Schluß. Zwei Stunden später segelte ihr Schiff, die ›Moana‹, weiter nach Santa Cruz, der großen Galapagos-Insel im Pazifik.

Anderthalb Jahre zuvor war der junge Franzose Bernard Gorsky in Paris aufgebrochen. Er hatte alles, was er besaß, verkauft und seine Wohnung am linken Seine-Ufer aufgegeben. Er wollte eine Seglerfahrt unternehmen, die ihm Gelegenheit gab, in allen Weltmeeren zu tauchen, und das Leben unter dem Meeresspiegel zu studieren, das reicher und vielgestaltiger ist als die Tier- und Pflanzenwelt auf dem Lande. Was man von den Bewohnern der Meeresräume weiß, geht nur wenig über das hinaus, was in Aquarien beobachtet wurde. Gorskys Plan war es, einen Farbfilm von der letzten unberührten Naturlandschaft der Erde zu drehen.

Von Paris fuhr er nach St. Germain de Pre. Wie ein Kapitän aus der Zeit des Freibeutertums warb er in den Hafenkneipen seine Mannschaft an. Er entdeckte einen Ingenieur, der navigieren konnte: Pierre Pasquer. Einen Philosophen von tahitianischer Abstammung, der tauchen konnte und die maurische und spanische Sprache beherrschte: Serge Arnoux. Schließlich Roger Lesage, einen Mechaniker, der zu allem zu gebrauchen war. Es war ein Quartett von Männern, wie sie in Hemingways Romanen vorkommen.

Sie beschlossen, ihren Besitz in Geld zu verwandeln, und kauften einen alten, bretonischen Kutter auf. Nach acht Wochen Arbeit hatten sie ihr Schiff seetüchtig gemacht und 2 Tonnen Material und Lebensmittel geladen. Was noch übrig blieb, waren 125 Dollar. Damit reisten sie einmal rings um die Erde.

Höflichkeit bannt Gefahren

Bei Tagesanbruch am 29. Juni 1954 verließ das Schiff, das auf den polynesischen Namen ›Moana‹ (zu deutsch: Das endlose Meer) getauft war, den Hafen von Saint Malo. Das Meer war ruhig. Gegen siebzehn Uhr sagte ›Kapitän‹ Pasquer die zurückgelegte Strecke an: 78 Meilen.

»Nur noch 24922!« antwortete Arnoux spöttisch. Wenige Stunden später zerrte ein Windstoß an den Segeln. Ein Sturm bricht los. Nicht viel hätte gefehlt, und die ›Moana‹ hätte ihre Reise in der Teufelsbucht vor der Bretagne aufgeben müssen. Es war die größte Gefahr, die das Schiff auf seiner Fahrt um die Erde durchzustehen hatte.

Am 27. Juli 1957 kehrte der Kutter unversehrt in den Hafen von Saint Tropez zurück, nach drei Jahren und 28 Tagen Abenteuer- und Studienfahrt.

Man fragte Bernard Gorsky nach dem schönsten Erlebnis. »Der Reisende ist noch immer das wichtigste auf einer Reise«, sagte er. »Was mich am meisten überrascht hat, ist, daß wir vier Männer von so sehr verschiedener Herkunft und unterschiedlichen Charakteren auf ein paar Quadratmetern drei Jahre lang haben zusam-

men leben können. Was wir an Beobachtungs- und Filmmaterial gesammelt haben, ist letzten Endes ein psychologischer Erfolg. Schon in der Hafenkneipe von Saint Malo vereinbarten wir, über alle Entscheidungen gemeinsam abzustimmen. Und dann waren wir immer sehr höflich zueinander. Nie haben wir uns gestoßen, ohne uns zu entschuldigen. Nie haben wir etwas aus den Händen eines anderen genommen, ohne ›Danke schön‹ zu sagen. Wenn man nur mit einer Badehose bekleidet ist und mitten im Ozean schwimmt, mag das lächerlich erscheinen. Aber diese äußerliche Förmlichkeit hat uns über alle Krisen hinweggeholfen. Und das ist entscheidend wichtig; denn mehr als auf Deck ist man unter Wasser aufeinander angewiesen.«

Ein Hai als Begleiter

In Tanger trainierten sie das Tauchen und die Foto- und Filmarbeit in 10 und 12 Meter Tiefe. Vor den Kanarischen Inseln begegnete ihnen der erste Hai. Über die Gefährlichkeit der Haifische und die besten Abwehrmittel hat fast jeder Taucher eine eigene Meinung. Die Männer der ›Moana‹ sind mit vielen tausend Haien zusammengetroffen. Einmal, es war in der Nähe von Tahiti, wurde Roger Lesage plötzlich von einem Hai angestoßen, der unversehens hinter seinem Rücken auftauchte. Der Fisch biß in Lesages Harpune und entführte sie. Es hätte auch der Arm sein können.

Von den dreihundert verschiedenen Haifischarten, die bis heute bekannt sind, greifen nur wenige den Menschen an. Eine Art, die an den polynesischen Atollen lebt, ist von einer friedlichen Schläfrigkeit, aus der sie nichts aufstören kann. Am gefährlichsten ist offenbar der Tigerhai. Aber auch unter diesen riesigen Fischen gibt es individuelle Unterschiede. Gorsky erzählte von einem Hai, mit dem er zusammen in eine Korallenschlucht schwamm. Die Schlucht war so eng, daß Fisch und Mensch nebeneinander keinen Platz hatten. Verlegen, fast schüchtern machte der Hai kehrt und ließ Gorsky allein hindurchschwimmen. Dennoch zögerte der Hai wenig später nicht, Gorskys erbeutete Fische von der Harpunenspitze zu stehlen.

Bei den zahlreichen Tigerhai-Unfällen an der Küste Australiens werden nur Badende betroffen, die — halb ins Wasser getaucht — an der Oberfläche schwimmen. Tauchern, die bewaffnet in die Tiefe steigen und zudem die Regel beachten, daß man einem Hai niemals den Rücken zukehren darf, ihm immer die Stirn bieten muß wie der Dompteur den Raubtieren in der Manege, können sich nahezu gefahrlos unter Haien bewegen.

Brenzlich wird eine Begegnung Mensch und Hai nur, wenn die Fische im Schwarm auftreten. Eines Tages hatte Gorsky einen zweipfündigen Korallenfisch für die Küche erlegt. Plötzlich tauchten fünf Haie auf, angelockt von dem Geräusch des Harpunenschusses oder von dem ›Geruch‹ der verletzten Fischhaut. Der erste verschlang den erlegten Fisch. Die anderen schwammen gereizt um Gorsky herum. Zwei starteten zum direkten Angriff und zwangen Gorsky, rückwärtszuschwimmen, immer mit dem Gesicht den Haien zugewandt. Er schrie, so laut er konnte. Der Schrei und die dabei ausgestoßenen Luftblasen veranlaßten die Angreifer zu bremsen. Aber zweihundert Meter weit bis zum Strand schwammen die Haie mit Gorsky zusammen, ehe sie sich abwandten.

Der wertvollste Fang

Harmloser als ein Hai, aber doch bedrohlich benimmt sich der Barrakuda, ein über zwei Meter langer Korallenhecht. Er schwamm oft mit hoher Geschwindigkeit auf die Taucher zu, stoppte aber jedesmal, bevor er sie erreichte. Der Barrakuda

Fortsetzung nächste Seite



Oben: Ein Riesenrochen wird mit der Winde an Deck gehievt. Die Rochen sind Verwandte der Haifische. Gefährlich sind ihre giftigen Dornen auf den peitschenartigen Schwänzen. **Unten:** Ein Tigerhai, der gefährlichste unter den großen Haifischarten. Seine Zähne durchbeißen sogar Schildkrötenpanzer.

— so meint Gorsky — kann nur den Beinen der Badenden, aber nicht einem Taucher gefährlich werden.

Dasselbe Urteil fällte er schließlich auch über die tropischen Muränen, jene großen ›Seeschlangen‹, die unvermittelt aus ihren Höhlen hervorschießen. Die ›Moana‹-Besatzung hat zahlreiche Muränen erlegt und trotz der gefilmten Abenteuer keinen Unfall erlebt. Ebenso glücklich verliefen ihre zahlreichen Begegnungen mit großen Rochen, die fast alle an ihrem peitschenförmigen Schwanz mehrere giftige Stacheln haben.

Bei einer Tauchaktion nahe den Cocos-Inseln im Indischen Ozean gelang ihnen der wertvollste aller Fänge. Sie erbeuteten einen der seltenen Leoparden-Rochen, der nur etwa alle drei Jahre einmal gesehen wird. Das Tier ist heute in dem französischen Institut für Ozeanographie ausgestellt.

Drei Jahre Abenteuer und drei Jahre Arbeit im Dienste der Wissenschaft liegen hinter den vier Männern der ›Moana‹. Dabei haben sie insgesamt 63 000 Kilometer zurückgelegt, mehr als das Eineinhalbfache des Erdumfanges, und davon rund 10 000 Kilometer über zauberhaft schönen Korallenmeeren.

Aber noch einmal, im letzten und einem der schönsten Abschnitte ihrer Fahrt, schien sich das Glück gegen sie zu wenden: Im Hafen von Adoulis im Roten Meer stellten sie fest, daß ihnen für die Heimfahrt sowohl der Treibstoff als auch das Geld fehlte. Und draußen auf dem Meer war Flaute. So weit man sehen konnte, schlaff hängende Segel, nicht die Andeutung eines wenn auch noch so leisen Windes.

Was tun, hieß die große Frage. Sollte die ganze Fahrt jetzt noch, in den allerletzten Wochen, nach ebenso eindrucksvollen Erfolgen wie schweren Entbehrungen, den Makel des Unvollendeten erhalten?

Die Männer der ›Moana‹ besannen sich auf den Anfang ihres Unternehmens. Damals hatten sie fast alles, was sie besaßen, verkauft, um die Fahrt finanzieren zu können. Und nun, da die letzte Etappe zu scheitern drohte, machten sie noch einmal Inventur.

Gorskys Radioapparat wurde nach langen Verkaufsverhandlungen im Hafen zu Geld. Aber es reichte noch nicht. Da erschien ein Abgesandter der abessinischen Regierung als rettender Engel: Er überbrachte den Auftrag, gewisse Meeresteile nach archäologischen Funden abzusuchen. Und das Geld, das sie dafür bekamen, reichte aus, um den Treibstoff für den letzten Teil der Reise zu kaufen. *h.*

in seltener Fang: der Leopardenrochen. ur etwa alle drei Jahre wird ein Exemlar dieser merkwürdigen Rochenart ereutet. Die Haut des Tieres ist gesprenkelt vie bei einer afrikanischen Raubkatze — ine vorzügliche Tarnung im Korallenmeer.

Abendstimmung in der Südsee. Müde von der Taucharbeit sitzen die Männer der ›Moana‹ an Bord ihres Kutters und genießen den Sonnenuntergang. Sie plaudern über ihre Erlebnisse oder sie besprechen Pläne für den nächsten Arbeitstag.





Diesmal war es ein Fisch — ist es morgen ein Taucher? Beutegierig umkreist der Hai den Fisch, den ihm der Kameramann der ›Moana‹ vorwarf. Plötzlich packt der Hai zu und verschlingt voller Gier den Köder. Auf dem unteren Foto ragt aus dem Maul des Raubfisches nur noch der Schwanz.



DARAN GLAUBE ICH

Paul von Zsolnay

Ich war jahrzehntelang Kircheninspektor einer kleinen deutsch-evangelischen Gemeinde in der Nähe von Preßburg, wo ich einen landwirtschaftlichen Betrieb besaß. Ich würde diese Funktion wohl noch heute ausüben, wenn ich nicht inzwischen durch den Kommunismus mein Gut verloren hätte und damit für mich die Möglichkeit eines Aufenthaltes in meiner Heimatgemeinde weggefallen wäre.

Ich bin jedoch trotz meiner Bindung an die evangelische Kirche keineswegs buchstabengläubig und unterscheide nur zwischen Menschen, die an ein göttliches Walten glauben — ihnen fühle ich mich brüderlich verbunden, und jenen, die ein solches negieren. Für mich als gläubigen Menschen gibt es daher keinen Zufall, und so bin ich überzeugt, daß es mein Schicksal war, daß aus dem ehemaligen Landwirt Paul Zsolnay ein Verleger wurde.

Ich glaube an meine Aufgabe als Verleger, die darin besteht, in verantwortungsvoller Weise die Auswahl der bei mir erscheinenden Bücher zu treffen und meinen Autoren eine Heimstätte zu bieten, in der sie sich wohlfühlen.

Ich glaube, daß durch Bücher, die neben dem deutschen auch internationales Gedankengut verbreiten, mein Verlag seinen bescheidenen Anteil an einer Völkerversöhnung leistet, auf die ich hoffe, und daß er dadurch mitwirkt, die Grundlagen für einen dauerhaften Frieden zu schaffen.

Ich glaube, daß es in unserer oft lieblos genannten Zeit doppelt wichtig ist, auf die Macht der Liebe hinzuweisen, die es uns ermöglicht, über uns selbst hinauszuwachsen. Diese Liebe muß jeden Verleger erfüllen: die Liebe zu seinem Beruf, die Liebe zu den Werken, die er veröffentlicht, und die Liebe zu den Menschen, deren schöpferischer Kraft wir diese Werke verdanken; ferner, und nicht zuletzt, die Liebe zu allen Menschen, denen Bücher Freude bringen sollen, und an die ich denke, sooft ich mich entschließe, ein Buch in meinem Verlag zu veröffentlichen.

Die Liebe, die den Verleger erfüllen muß, kann nicht stark genug sein, und wenn man mich fragt, wie groß sie sein soll, möchte ich auf diese Frage mit dem Untertitel eines bei mir erschienenen Buches antworten: Das Maß der Liebe ist Liebe ohne Maß. Und an dieses Wort des heiligen Bernhard von Clairvaux glaube ich.

Paul von Zsolnay

Bisher erschienen unter anderem:

Pearl S. Buck, Heft 1; Manfred Hausmann, Heft 4; Arnold Toynbee, Heft 10; Harald Kreutzberg, Heft 11; Konrad Adenauer, Heft 20. **1955:** Frank Thiess, Heft 7; Friedrich Luft, Heft 10; Wolfgang Schneiderhahn, Heft 13; Louise Schröder, Heft 26. **1956:** Richard Billinger, Heft 7; Peter Nellen, Heft 17; Walter Kolb, Heft 18; Ludwig Ehrhard, Heft 19; Abdel Nasser, Heft 23; Erich Ollenhauer, Heft 24. **1957:** Ludwig Reiners, Heft 2; Ernst Rowohlt, Heft 11; Ernesto Grassi, Heft 14; Erich Bagge, Heft 19; Heinz Haber, Heft 21; Brigitte B. Fischer, Heft 22; Ewald Mataré, Heft 24; Gertrud von le Fort, Heft 26. **1958:** Lore Lorentz, Heft 1; Max Brauer, Heft 3, und Ludwig Marcuse, Heft 5.



Foto: Anneke Himpe

Paul von Zsolnay ist einer der bedeutendsten Verleger im deutschen Sprachgebiet. Der heute 62jährige wurde als Sohn eines Diplomaten in Budapest geboren. Er studierte an der Hochschule für Bodenkultur in Wien und verwaltete dann jahrelang sein Gut Oberufer bei Preßburg, das wegen seiner erlesenen Rosenzucht berühmt war. In den 20er Jahren wurde eine rotgeäderte gelbe Rose als eigenes Zuchtprodukt Paul von Zsolnays preisgekrönt und gesetzlich geschützt. Aber Zsolnay interessierte sich nicht nur für Rosen, er interessierte sich auch für Kunst. Sein Schloß galt als Treffpunkt für Dichter und Künstler. Gerhart Hauptmann, Franz Werfel, Hugo von Hofmannsthal und Richard Strauß gehörten zu Zsolnays besten Freunden. Auf ihr Drängen hin entschloß er sich 1923, einen Verlag zu gründen. Sein erstes Buch, Franz Werfels ›Verdi — Roman der Oper‹, brachte eine Auflage von 10 000. In den folgenden Jahren veröffentlichte Zsolnay die Hauptwerke der späteren Nobelpreisträger John Galsworthy, Pearl S. Buck und Roger Martin du Gard. Und in jüngster Zeit entdeckte er als Förderer der jungen Schriftstellergeneration Fritz Habeck, Hans Bender, Marlen Haushofer. Einen eigenen Roman warf Zsolnay ins Feuer. »Auch das muß man als guter Verleger können«, meinte er. Immer hat er sich mit ganzer Kraft für seinen Verlag eingesetzt. 1945 baute er das völlig zerschlagene Unternehmen neu auf. Für seine Verdienste wurde er zum Ritter des Österreichischen Verdienstkreuzes und von der französischen Regierung zum Offizier der Akademie ernannt. Den Dank seiner Autoren geben zahlreiche Briefe wieder. Werfel schrieb einmal: »Ich danke Dir aus bewegter Seele ... Diese lange Zeit, von den Bürstenabzügen des Verdi-Romans angefangen bis heute, ist für mich eine geliebte Zeit leuchtenden Aufschwungs und unzerstörbarer Verbundenheit.«

v. z. M.



AM *Abend* UND AM


Foto: Blume

Graziöse Spielerei mit einer neuen Mode-Idee: der beliebte ›Ballon‹-Überwurf verwandelt sich bei Schulze-Varell in zwei lose Flügel.

Darf eine elegante Dame kniefreie Kleider tragen? Schulze-Varells Kollektion gibt die Antwort: Alle Röcke bedecken das Knie. Auch die ›konturenlose‹ Mode macht er nur bedingt mit; die Hüften werden meistens eng umspannt.


Fotos: Krüger



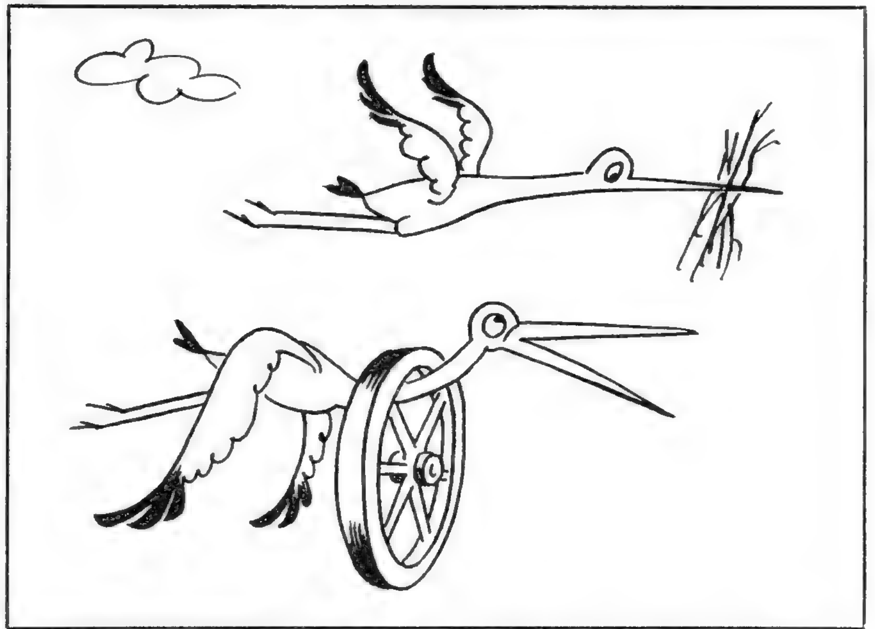
Morgen

Der Münchner Modeschöpfer Heinz Schulze-Varell versteht es meisterhaft, extreme Modetendenzen zu mildern und mit sanfter Hand in damenhafte Eleganz zu verwandeln. Er löst dieses Problem, indem er die Pariser Anregungen mit eigenen Ideen mischt und beides seiner konservativen Schnitt-Technik unterwirft. Das ergibt den zu einem Begriff gewordenen ›klassischen Varell-Stil‹. Mit sicherem Instinkt meidet Schulze-Varell modische ›Eintagsfliegen‹. Einfälle, die er präsentiert, haben meist eine Lebensdauer von Jahren. *L.*



Foto: Krüger

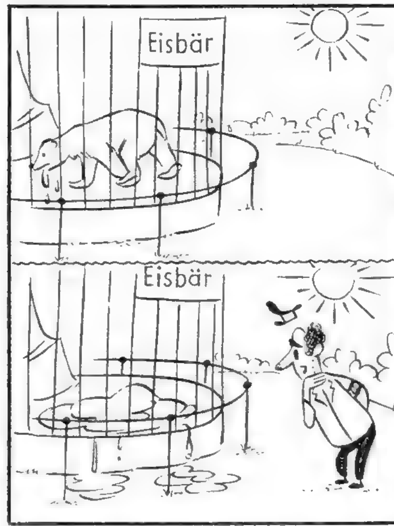
Die Männer werden sich an diesen Anblick gewöhnen müssen. Der lose Flanell-Hänger (mit farbiger Bluse) ist so bequem und leicht, daß er alle Chancen hat, für längere Zeit ein Lieblingskleid der Frauen zu werden.



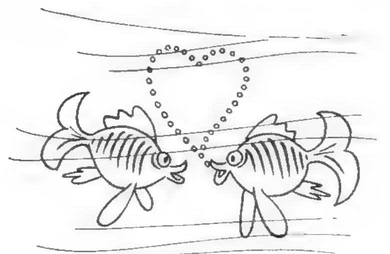
»Eigentlich hatte ich mir den Nestbau etwas leichter vorgestellt . . .«

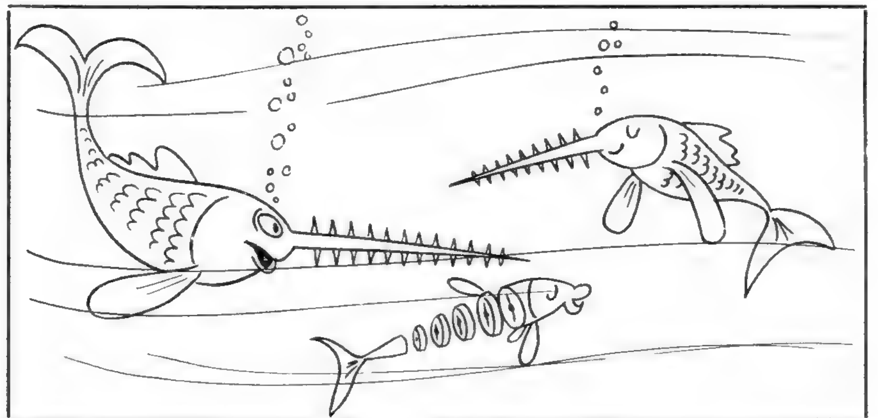
Frühlings-Geflüster

Gezeichnet von Piotrowski



»Nicht möglich . . . !«



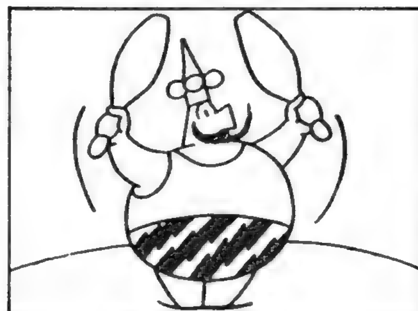


»Laß dich ein wenig verwöhnen, Liebste!«



»Vor 100 Jahren hörtest du besser!«















Nehmen Sie das nicht ernst

Der Mann auf der Brücke

von Friedel Baron

Als der Polizist über die Brücke schlenderte, fiel ihm ein Mann auf, der stumm in den Strom schaute.

Der Polizist räusperte sich. »Was ist denn hier zu sehen?«

»Nichts Besonderes«, sagte der Mann.

Der Polizist sagte energisch: »Mein Herr, Sie sind verdächtig!«

Der Mann lachte.

»Sie machen sich über mich lustig!« brummte der Beamte.

»Das nun wieder auch nicht. Aber mir ist vorhin meine Brille in die Elbe gefallen, und ohne Brille bin ich völlig hilflos.«

»In... wo hinein ist Ihre Brille gefallen?«

»In die Elbe!«

Der Polizist lief rot an und schnarrte: »Herr! Wollen Sie mich auf den Arm nehmen? Das hier ist doch nicht die Elbe, das ist der Rhein!«

Da seufzte der Mann bekümmert: »Was Sie nicht sagen. Merken Sie jetzt, daß ich ohne Brille glatt aufgeschmissen bin?«

Ich lebte mit einem Seehund

Mein schottisches Tierparadies

Ein junger Seehund ist der Held dieser Geschichte. An der nördlichsten Küste von Schottland wird er aufgelesen und in einen winzigen Bauernhof gebracht. Hier befreundet er sich mit einem Menschenkind, wächst in die Hausgemeinschaft hinein und entwickelt ungeahnte Fähigkeiten als Musikant. Er bestreitet ein ganzes Abendprogramm in einem schottischen Landstädtchen. Doch ist er nicht das einzige Tier auf dem Einödhof. Zwei Ottern wurden schon vorgestellt, ebenso zwei Eichhörnchen, eine Ratte namens Rodney und ein Hund, genannt Ben. Dieser Hund bereitet seiner Herrin einige Sorgen...

Heute glaube ich, daß wir unseren Hund damals hätten kürzer halten müssen, wenn es nicht überhaupt schon zu spät dazu war. Aber wir ließen ihn seinen Vergnügungen nachgehen, wo er wollte; er konnte, wie die übrigen Tiere, nach Belieben kommen und gehen.

Beim Durchsehen des Notizbuches finde ich zwei Ereignisse, die mir wertvoll genug scheinen, hier mitgeteilt zu werden.

›20. Juli — Ankunft von Sith‹ — so steht da zu lesen. Und es geht weiter:

›Das zarteste, schönste Geschöpf, das ich je gesehen habe. Sein Fell ist dunkelrot und mit weißen Flecken gesprenkelt. Diese werden verschwinden, wenn das Tier älter wird. Lange, biegsame Ohren mit einem Saum von schwarzem Haar. Habe es noch nicht gemessen, schätze aber, daß es etwa einen Meter hoch ist. Verwaist. Vom Reay-Wald herübergebracht. (Wiederum eine Überraschungsgabe von einem Freund eines Freundes von Herrn McNairn, des Schäfers.) Fünf Wochen alt. Verbrachte die meiste Zeit des Abends damit, mir einen Namen auszudenken, der seine Zartheit und Schnelligkeit ausdrückt. Entschied mich schließlich für Sith. Sith ist gälisch und heißt Elf. Hat im Augenblick den Stall für sich allein, da seine Mitbewohner, die Ziegen und das Pony, im Sommer draußen schlafen.‹

Dieses Tier, dessen Ankunft ich für ein Geschenk der Götter hielt, war ein kleines Rehbock-Kalb. Es gibt nichts Köstlicheres, als eines dieser vollendet geformten Geschöpfe zu beobachten, wie es Luftsprünge macht und mühelos über jedes Hügelchen setzt, das auf seinem Weg liegt. Doch der Charakter dieser Göttergeschenke läßt einiges zu wünschen übrig, wie ich später merken sollte.

Da war also zuerst Sith

Wahrscheinlich ist es bei der Erziehung von Tieren so, daß der eine mehr Erfolg mit dieser, der andere mit jener Art hat. Ich habe sagen hören, es sei unmöglich, Ottern zu erziehen; sie würden immer unlenksam bleiben und es fertig bekommen, ihren freundlichen Besitzer in die Hand zu beißen. Ich habe das nicht finden können.

Nie habe ich auch von einem Tiere Vollkommenheit erwartet und bin der Ansicht, sie haben ebenso wie wir das Recht, gelegentlich einmal schlechter Laune zu sein. Aber in Siths Charakter suchte ich vergebens nach einem liebenswerten Zuge.

Wie alle anderen Tiere wurde er aufgezogen, ohne jemals einen Klaps oder einen Schlag mit dem Stock zu bekommen; alles geschah durch Zuspruch und Gebärden. Zuerst belustigte uns seine Vorliebe, nach allem Lebenden zu stoßen, was in seine Nähe kam, eingeschlossen uns selbst.

Als aber die kleinen scharfen Hörner zu wachsen anfingen, fanden wir seine Verspieltheit — wie wir seine Freude am Stoßen zuerst genannt hatten — nicht mehr ganz so lustig. Vergebens befahl ich ihm in strengem Ton, damit aufzuhören. Es war zwecklos. Auch zögerte er nicht, sein prächtiges Gebiß — I $^0/_3$, C $^0/_0$, PM $^3/_3$, M $^3/_3$ mal zwei gleich dreißig — wie die Zahnformel lautet, wirksam zu gebrauchen.

Sith zeigte kein Verlangen, die ausgestreckte Hand zu liebkosen. Alles was er wollte, und zwar schnell, war das Stückchen Mohrrübe oder Apfel.

Tagebuch einer ungewöhnlichen und rührenden Freundschaft.

VON ROWENA FARRE

Wenn die Hand nicht den erwarteten Leckerbissen bot, wurde sie kräftig gebissen.

Es nützte nicht, daß ich innerlich protestierte, weil ich nach all der Mühe, ihn aufzuziehen, doch wohl ein bißchen Zuneigung verdient hätte. Jedenfalls habe ich mit der Erziehung von Rehen gar keinen Erfolg gehabt. Nach meiner Ansicht haben sie ein kaltes Naturell, sind unmöglich zu erziehen und immer bereit, ihrem Besitzer in die Hand zu beißen. Daß er auch Stöße abbekommt, versteht sich von selbst. Sith, der Elf, erwies sich nicht ganz als das sanfte, zärtliche Geschöpf, als das ich ihn mir beim ersten Kennenlernen vorgestellt hatte.

Siths Verhältnis zu Ben

Auch die anderen Tiere fanden, nicht ohne Grund, seine Anwesenheit höchst lästig. Die meisten von ihnen hatten ihre bevorzugten Ruheplätze. Bens Platz war auf der Gartenmauer.

Fortsetzung nächste Seite



Foto: British Travel and Holid

Wir wohnten in einem Croft, das ist ein primitives, strohgedecktes Bauernhaus aus Bruchsteinen mit Stall.

Ich lebte mit einem Seehund

Fortsetzung von Seite 69

Hier lag der treue Hund stundenlang, schlief oder beobachtete, was unten im See vorging. Dann und wann änderte er seine Stellung, um zu sehen, was ums Haus herum passierte.

Für den Rehbock Sith war es schon als Jungtier ein leichtes, auf die Mauer zu springen. Und schon damals zeigte sich, daß er eine für seine Größe bemerkenswerte Kraft besaß. Mit einem wohlgezielten Stoß warf er den überrascht aufjaulenden Ben in hohem Bogen von der Mauer. Es war nicht das einzige Mal, daß der Hund Opfer einer solchen Attacke wurde.

Störenfried im Tierparadies

Eine Atmosphäre des Argwohns verbreitete sich, wenn Sith in der Nähe war. Eines Tages kam ich dazu, wie der tapfere kleine Rattenjunge Rodney unbarmherzig gegen eine Außenwand des Hauses gestoßen wurde. Ratten sind sehr mutige Tiere. In einer Welt, in der alles sie verfolgt, müssen sie so sein, wenn sie am Leben bleiben wollen. Obwohl er fest eingezwängt war und kaum noch Luft bekam, konnte Rodney immer noch wütend quieken und versuchte, sich frei zu kämpfen. Der Abstand zwischen Siths Hörnern betrug damals nicht mehr als sechs Zentimeter, aber zum großen Glück landeten die Hörner bei jedem Stoß zu beiden Seiten Rodneys. Ich zittere, mir das Schicksal des kleinen Rattenmännchens vorzustellen, wenn es anders gewesen wäre. Kaum hatte ich ihn befreit, als er Sith, der inzwischen seine Aufmerksamkeit mir zugewandt hatte, an die Hinterbeine ging. Ein scharfer Biß von dem wütenden Rodney jagte den großen Rehbock im Geschwindschritt den Weg hinunter — mit einer Anmut, die mich immer wieder verzauberte.

Ich war nicht unglücklich, als Sith sich schließlich ohne Abschied trollte. Aber wir hatten ihn noch nicht das letzte Mal gesehen.

Eines Nachts, als das Licht des Vollmonds in mein Zimmer floß, erwachte ich plötzlich. Nicht der Mondschein auf meinem Gesicht hatte mich geweckt, sondern das Geräusch eines Salatkopfes, der ausgerissen und gekaut wurde. Sofort warf ich die Decken ab, lief durch das Zimmer und sah hinaus.

Ein bezauberndes Bild bot sich dar: Der Himmel leuchtete in einem geheimnisvollen Blau. Unter der runden, weißen Mondscheibe lagen die dunkleren blauen Hügel und die schwarzen Felsen. Das Wasser des Sees glänzte schwarz und silbern. Vor mir im Garten zeichnete sich jede Pflanze deutlich wie ein Schattenriß mit einem zartbläulichen Schimmer ab.

Mondscheingefecht um Mitternacht

So auch der elfengleiche Rehbock, der methodisch die Salatköpfe aus der Erde riß. Ich sprang aus dem Fenster, ohne mir Zeit zu nehmen, in die Pantoffeln zu schlüpfen, und lief barfuß über den Erdboden. Sith kam stolzen Ganges auf mich zu und versetzte mir prompt einen Stoß gegen meine Beine, die nur mit einem dünnen Baumwollnachthemd bedeckt waren. Mein Schmerzensschrei weckte sämtliche Bewohner des Hauses. Sith machte einen Satz über die Mauer und verschwand.

»Schlafwandelst du?« fragte Tante Mirjam, die mich da mitten in der Nacht im Gemüse stehen sah.

»Sith!« stöhnte ich und humpelte ins Wohnzimmer.

Eine Lampe wurde angezündet, um den Schauplatz besser zu beleuchten. Es zeigte sich, daß mein linkes Bein kurz unterhalb des Knies von Blut triefte. Die Wunde war nicht sehr breit, aber ziemlich tief. Tante Mirjam fädelte einen weißen Seidenfaden in eine Nadel und tauchte Faden und Nadel in einen Topf mit kochendem Wasser. Dann machte sie sich daran, mich zu flicken. Die Mondschein-Begegnung mit unserem ehemaligen Mitbewohner kostete mich drei Stiche. Unseren Wirtschaftsgarten eine Reihe Salat.

Für romantische Gemüter füge ich hinzu, daß Sith noch ein zweites Mal zu seinem alten Heim zurückkehrte, diesmal mit einer Ricke. Die beiden sprangen auf die Mauer, wurden aber schleunigst von Tante hinauskomplimentiert, bevor sie Schaden anrichten konnten.

Wir hatten eben mit Rehen kein Glück. Ich bin jedoch unbescheiden genug anzunehmen, daß die Schuld daran nicht gänzlich auf unserer Seite lag.

Bei dem anderen Ereignis, das ich hier erzähle, handelt es sich um eine Singdrossel. Diese Singdrossel, ein Männchen, war einer unserer zahmsten Vogelbesucher. Er verließ die Nähe das Hauses nie für längere Zeit. Während einer strengen Winterperiode stellten wir jeden Tag Futter für die Vögel hinaus und hängten eine mit Stroh gefüllte Kiste an die windgeschützte Wand. Die Kiste war aus Holz, und der Eingang bestand aus einem runden Loch an der einen Seite. Auf diese Weise bot sie den größtmöglichen Schutz gegen Wind und Kälte.

›Breac‹ (gesprenkelt), wie wir ihn nannten, machte sich diese Annehmlichkeiten zunutze. Wenn ein Fenster offenstand, flog er hinein und setzte sich auf einen Bilderrahmen, außer Reichweite der anderen Tiere. Sobald einer von uns ihn rief, flog er auf die Hand oder auf die Schulter.

In seinem Gesang überragte Breac den Durchschnitt der Singdrosseln. Fast jeden Morgen, wenn das Wetter mild war, flog er so gegen sechs Uhr in Tantes Schlafzimmer, setzte sich auf die Bettkante und stieß helle Pfeiftöne aus, bis Tante aufwachte und ein paar Worte zu ihm sprach. Dann hüpfte er im Zimmer umher und trank aus der Wasserkanne.

Unsere Singdrosselfamilie

In diesem März — ein wenig später als die Singdrosseln weiter südlich — begann er mit seinem Weibchen ein Nest im Vogelbeerbaum zu bauen. Wir beobachteten das Fortschreiten des Baues und hofften, daß kein Kuckucksweibchen auf dem Schauplatz erscheinen würde, um ihr Ei in das Nest zu legen. Kuckucke wählen in der Regel keine Singdrosselnester, um ihre Eier abzulegen; sie ziehen die Nester kleinerer Vögel vor, aber hin und wieder sind Ausnahmen vorgekommen.

Den ganzen Tag über fütterte Breac pflichtschuldig sein Weibchen, wenn es auf den Eiern saß, und flog von und zum Vogelbeerbaum hin und her. Er war jetzt viel zu be-



Foto: U. Dunkel

Der Kolkrabe ist ein zäher Geselle. Er lebt von Ratten und Mäusen und gehört zur Gesundheitspolizei der Natur. Wir hatten Respekt vor ihm.

schäftigt, um ins Haus zu kommen, setzte sich aber dann und wann einmal auf eine Minute auf unsere Schultern, wenn wir draußen waren.

Als die vier Jungen ausgekrochen waren, steigerte sich das Tempo seiner Tagesarbeit. Wie die meisten Vögel während der Nistzeit verlor er an Gewicht, und sein vorher glattes und sauberes Gefieder begann ziemlich schmuddelig auszusehen.

Menschen sind nicht die einzigen Lebewesen, die ihre Nachkommenschaft gern bewundern lassen. Als wir eines morgens beim Frühstück saßen, klopfte etwas ans Fenster, und als wir hinsahen, erblickten wir die ganze Singdrosselfamilie am Fensterbrett aufgereiht.

Diese Jungen wurden so zahm wie ihre Eltern und wuchsen schnell heran. Irgendwo mußte eine Grenze gezogen werden. Wenn eins von ihnen ins Haus hüpfte, setzte ich es auf einen Finger und trug es wieder hinaus.

Tante fand die Situation am frühen Morgen nun beträchtlich schwieriger, denn jetzt kam die ganze Breac-Familie, setzte sich in einer Reihe auf die Bettkante, und die Jungen piepten laut.

Die Geschichte des Kolkraben

Ein Vogel, dessen Zahl im Norden von Schottland langsam zunimmt, ist der Rabe. Noch vor wenigen Jahren drohte er in England auszusterben, weil man die Nester ausnahm und die Wildhüter den Raben ausrotteten.

Der Rabe erhebt seinen Tribut an Wild und Lämmern, aber seine Hauptnahrung sind Aas und die kleineren Säugetiere wie Ratten und Mäuse. Seine bevorzugten Nistplätze sind hohe Ulmen und luftige Felsspitzen. Das Nestausnehmen kommt heute langsam aus der Mode, man lehrt die Kinder, die Eier im Nest zu lassen, damit sie später die Freude haben, die jungen Vögel zu beobachten.

Aber vor dreißig und vierzig Jahren fanden die Leute Gefallen daran, Raben abzuschießen und ihre Nester zu berauben. Ein Rabennest zu erstürmen, galt als Mut- und Geschicklichkeitsleistung, die daher oft von tatendurstigen jungen und weniger jungen Kletterern unternommen wurde.

Ich zitiere den Bericht von einem solchen Abenteuer, wie es ein gewisser Capper beschreibt, der den gefährlichen Aufstieg in der Nähe von Earls Colne unternahm.

›Das Nest war im Wipfel einer riesigen Ulme‹, schreibt er, ›die auf einer kleinen Lichtung im Buschwerk stand. Das Rabenweibchen strich sogleich ab, als wir aus dem Unterholz hervorkamen, und wir sahen es nicht wieder, aber das Rabenmännchen flog sofort mit drohendem Krächzen auf uns zu, um den Kampf aufzunehmen.

Wir kannten recht gut sein behagliches ›Präk, präk!‹, wenn es bei seinen täglichen Streifzügen über das Tal segelte; aber dies war ein zorniger, heiserer Krächzlaut. Das Nest war verschiedentlich beraubt worden, und der Bestohlene war nach den gemachten Erfahrungen kühn geworden.

Abenteuer am Nest

Wir standen bald am Fuße des Baumes, und nachdem wir einen Strick über den untersten Ast geworfen hatten, zogen wir uns so weit hoch, daß wir mit Hilfe von Händen und Füßen weiter aufsteigen konnten.

Das Nest saß ziemlich hoch. Als wir ihm näher kamen, wurde der Rabe kühner, und wir mußten gelegentlich haltmachen, um ihm zu drohen. Zeitweise war er nur ein paar Meter von uns entfernt. Er flog von einem Baum zum anderen und schoß auf uns zu, wenn er vorbeikam. Es war keineswegs ungefährlich. Schließlich erreichten wir das Nest — ein großes Bauwerk aus jahrelang angesammelten Zweigen, sehr kompakt und kaum zu umfassen, fast an der Spitze des Baumes, in einer zu unsicheren Lage, um sich daran festzuhalten.

Vorsichtig, die Mütze zwischen den Zähnen haltend, den wild krächzenden Rabenvater beständig abwehrend, langten wir mit einer Hand über das Nest. Wir konnten uns gerade soweit im Gleichgewicht halten, um über den Rand zu sehen. Dort, auf einer Unterlage von Schafwolle und feinen Fasern, ziemlich tief unten, lagen zu unserer Freude drei frische Eier ...

Mit großer Vorsicht brachten wir sie wohlbehalten hinunter. Dabei mußten wir die ganze Zeit den Vogel mit unseren Taschentüchern in Schach halten. Langsam, wie wir gekommen waren, zogen wir uns zurück. Der Rabe riß Zweige ab und trieb uns mit gesträubten Federn, wildem Krächzen und kurzen drohenden Attacken vor sich her, und erst, als wir in einiger Entfernung von seinem Nistplatz waren, fühlten wir uns wirklich außer Gefahr ...«



Foto: dpa

Das Eichhörnchen ist ein Spaßmacher unter den Tieren. Es ist verspielt, vernascht und gelehrig. An den Menschen gewöhnt es sich sehr schnell.

Zum Glück für die Raben sind solche Bravourstücke heute selten geworden. Mir wurde einmal ein junger Rabe angeboten, aber mit Rücksicht auf unsere Ratte und die beiden Eichhörnchen wollte ich ihn nicht nehmen, und so entging mir die Möglichkeit, diesen interessanten und intelligenten Vogel aus nächster Nähe zu beobachten.

Denn hier oben ist es gut, seine Freunde und seine Feinde zu kennen.

Das Leben Rodneys und der Eichhörnchen war stets durch die zahlreichen Raubvögel gefährdet, die diese Gegend bevölkern. Ihre Gewohnheit, auf dem Dach zu sitzen, erhöhte noch die Gefahr; aber wir konnten nichts tun, um unsere Tiere zu schützen, außer sie in Käfige zu sperren; eine Strafe, die wir ihnen nicht auferlegen wollten. Besser ein kurzes und fröhliches Leben als ein trauriges in einem Käfig. Dem Eichhorn-Männchen Cuthbert sollte leider nur ein kurzes Leben beschieden sein. Er wurde eines Tages von einem Wanderfalken vom Dach geholt.

Im nächsten Heft: Lora lernt rodeln. — Unvergeßlicher Besuch aus der Stadt. — Eine Ratte stiftet Verwirrung.



»Bitte recht freundlich!« Das verstand die Bäuerin aus Maaloula zwar nicht, aber das Hantieren des Fotografen mit der Kamera war für sie so komisch, daß sie lachte. Sprache und Wissen dieser Frau gehören der Vergangenheit und fast der Vergessenheit an.

Dörfer mit der Sprache Jesu

VON DR. WOLFGANG BRETHOLZ

Drei große Feste der Christenheit — Ostern, Himmelfahrt und Pfingsten — lenken in diesen Wochen unsere Aufmerksamkeit auf drei Dörfer, in denen bis heute die Sprache Jesu Christi gesprochen wird.

Wir saßen in der sonnendurchfluteten Sakristei des Klosters Mâr Sarkis, das sich auf einer steilen Felsenkuppe hoch über dem syrischen Dorf Maaloula erhebt, und sprachen mit Pater Gregoire Hourani, dem Prior des Klosters. Der liebenswürdige und hochgebildete Geistliche, der außer seiner arabischen Muttersprache fließend Französisch spricht, hatte uns in seinem kleinen Reich herumgeführt. Er hatte uns das wunderbare Kirchlein mit seiner byzantinischen Kuppel, seinen schönen Ikonen und dem seltsam geformten Taufbecken gezeigt. Wir sahen antike Gräber, die rings um das Kloster in die Felsen eingegraben sind, und von denen einige noch griechische Inschriften tragen. Wir genossen vom Balkon des Klosters den einzigartigen Rundblick auf das Dorf mit den fast senkrecht an den Felsenhängen hinaufkriechenden Häusern, und wir bewunderten seine grünen Gärten und Weinberge. Dann hatte der Prior uns in die Sakristei geführt, wo er zunächst die Dokumente für zwei eben getaufte Kinder ausfüllte, um schließlich — bei einer Flasche des süßen roten Weins, der im Kloster selbst hergestellt wird und seit Jahrhunderten bekannt und berühmt ist — mit uns über das Dorf Maaloula zu sprechen, das gewiß eines der pittoreskesten und zugleich interessantesten Dörfer des Nahen Ostens ist.

Dieses Dorf Maaloula ist nicht nur eine christliche Insel inmitten des mohammedanischen Meeres, die wegen ihrer durch die Felsschründe des Anti-Libanons von der übrigen Welt abgeschnittenen Lage über ein Jahr-

Fortsetzung nächste Seite



Fotos: Omnia-Keusen

Die Felswände des Anti-Libanons trennen Maaloula von der übrigen Welt. So konnte sich hier die Sprache Christi über Jahrtausende erhalten.

Dörfer mit der Sprache Jesu

Fortsetzung von Seite 73

tausend lang dem Ansturm der fremden Religion widerstehen konnte. Es ist außerdem — zusammen mit den beiden anderen, im gleichen Gebirgsmassiv gelegenen Dörfern Bakha und Djoubadin — der einzige Ort der Welt, dessen Einwohner noch die aramäische Sprache sprechen, die gleiche Sprache, die zu der Zeit, da Jesus Christus lebte, in Palästina, Syrien und dem ganzen Nahen und Mittleren Osten die allgemeine Umgangssprache war, und in der mehrere Bücher der Bibel und viele Inschriften auf den Ruinen von Palmyra abgefaßt sind. Erst im Mittelalter wurde die aramäische Sprache durch die arabische verdrängt. So ist Aramäisch seit Jahrhunderten praktisch eine tote Sprache, die von keiner Volks- und Religionsgemeinschaft mehr gesprochen und verstanden wird, außer eben von jenen paar tausend Menschen, die in den drei syrischen Dörfern Maaloula, Bakha und Djoubadin leben.

»Maaloula«, so erzählt uns Pater Gregoire in seinem katholischen Kloster, »hat heute nicht mehr als etwa fünfzehnhundert Einwohner. Von ihnen sind drei Viertel griechisch-katholisch, während sich der Rest aus griechisch-orthodoxen Christen und aus Mohammedanern zusammensetzt. Drüben, auf der anderen Seite des Dorfes, steht ein zweites Kloster, Mâr Taqla genannt, das orthodox ist, und in dem ein paar Nonnen ein Waisenhaus unterhalten. Die kleine Moschee im Dorf selbst«, Pater Gregoire weist auf das weiße Minarett, das von tief unten zu uns heraufleuchtet, »ist neu, solange die Franzosen in Syrien waren, gab es in Maaloula keine Mohammedaner.«

Der Geistliche fuhr fort: »Das Wunder, daß gerade hier, in diesem Dorf, eine Handvoll Menschen nicht nur ihren christlichen Glauben, sondern auch die aramäische Sprache bewahrt haben, ist wohl nur aus der abgeschiedenen Lage von Maaloula zu erklären, das an keinem der großen Verkehrswege liegt, versteckt und verloren in den hohen Wüstenbergen des Anti-Libanons, am toten Ende einer tiefen Felsenschlucht. Hatten Sie nicht, als Sie hierherfuhren, den Eindruck, als führen Sie in ein mysteriöses, unwirkliches Reich, in dem Sie jedem Wunder, jeder Überraschung begegnen könnten?«

Pater Gregoire hat recht. Von der Hauptstadt Syriens, Damaskus, nach Maaloula ist es nicht weiter als eine gute Autostunde, und doch gleicht die Fahrt einer Reise ans Ende der Welt. Sie führt, sobald man die Oase von Damaskus verlassen hat, durch die trostlose, ausgedorrte Steinwüste, die sich östlich des Anti-Libanon bis an den Euphrat erstreckt, wendet sich plötzlich dem steil aufragenden Gebirgszug zu, windet sich eine Zeitlang durch ein immer enger werdendes Tal, bis man dort, wo das Tal von schroffen Felshängen abgeschlossen ist, unversehens das grandiose Panorama von Maaloula vor sich hat: Ein Dorf, das aussieht, als hätte die Hand eines Riesen es an den Bergabhang geklebt, dessen Häuser nicht nebeneinander, sondern übereinander stehen, und in das — wie sein Name Maaloula besagt, der soviel wie ›Zugang‹ bedeutet — zwar ein Weg hinein-, aus dem aber kein Weg herausführt, außer den beiden Schluchten, die zwei Gebirgsbäche zur Rechten und zur Linken des Dorfes in die Felsen eingeschnitten haben. Doch sind sie an manchen Stellen so eng, daß man sich nur mühsam zwischen den senkrecht aufragenden Wänden hindurchzwängen kann.

Am Ende der linken Schlucht und nur durch sie zugänglich, liegt das Kloster Mâr Sarkis, während das Kloster Mâr Taqla den Eingang zur rechten Schlucht beherrscht. Und so wenig man erstaunt wäre, in einer dieser Schluchten einem vorsintflut-



Foto: Omnia-Keusen

dlen Wein reicht ein Mönch im Kloter Mâr Taqla dem Gast zum Gruß. er selbstgezogene Wein gehört zu en besten im ganzen Nahen Osten.

chen Fabeltier zu begegnen, so begreiflich ist es für den, der die unrirkliche Atmosphäre von Maaloula uf sich wirken läßt, daß hier eine eit langem tote Sprache lebendig gelieben ist.

Als wir mit Pater Gregoire spraıen, kam ein Ehepaar zu ihm in die akristei, und während sich die drei rabisch miteinander unterhielten, örte ich, daß die beiden Eheleute ntereinander eine andere Sprache ebrauchten, die seltsam fremd und ngewohnt klang. Ich ließ sie durch en Geistlichen fragen, ob sie aramäisch sprächen, und der Mann antortete: »Selbstverständlich sprecen wir miteinander in unserer uttersprache, und wir würden zu ause und mit den anderen Dorfbeohnern nie eine andere Sprache gerauchen. Auch unsere Kinder spreen aramäisch, bis sie in die Schule ommen. Dort allerdings lernen sie ır das Arabische, und es gibt in unrer Schule keinen Lehrer, der Araäisch kann. Wir sind stolz auf unre Sprache«, fügte der Mann hin-, »und wir werden alles tun, um zu erhalten.«

Aber Pater Gregoire meinte, daß es otz allem nur noch eine Frage von paar Generationen sein könne, auch in Maaloula und den beiden deren Dörfern, deren Bevölkerung rigens nicht christlich, sondern ›hammedanisch ist, das Araische allmählich in Vergessenheit raten und durch das Arabische rdrängt werden wird.

Ich bat den Mann aus Maaloula, r ein paar Worte auf aramäisch zu gen, und ich erfuhr, daß Brot chma‹ heißt und daß sich von dien aramäischen Wort der Name von thlehem herleitet. Er bedeutet eit-lechma‹, das heißt ›das Haus Brotes‹. Für Wasser nannte er r das Wort ›moya‹, das ein wenig das arabische ›mai‹ anklingt, für ben ›bloota‹ und für Tod ›mausa‹. er als ich ihn bat, mir die Worte fzuschreiben, sagte er, daß er araisch zwar sprechen, aber nicht reiben könne, und daß es keine ımäische Schrift und kein araisches Buch gebe. Da erschien mir Wunder des Dorfes Maaloula, sen Bewohner im zwanzigsten ırhundert nach Christus noch die rache sprechen, die zur Zeit Christi prochen wurde, plötzlich wieder begreiflich, unfaßbar . . .

Spuren aus weißem Gold

Sie führten zwei Menschen zusammen

ERZÄHLUNG

VON HANS FRIEDRICH HEM

Desmond sah in Gedanken einen Elefanten auf die Jägergruppe zustürzen: eine Frau in Hosen und Tropenhelm, einen im Schuß strauchelnden Mann.
ILLUSTRATION: NORBERT BORCK

Desmond Counterville, zweiter Di
rektor der Sharkley's Bank i
Hongkong, erhielt einen Luftpost
brief aus Toronto, Kanada. Der In
halt lautete: »Lieber Mr. Counter
ville! Ich nehme an, Sie werden di
Notiz in der ›Times‹ vom 12. Sep
tember gelesen haben. Ich bin sicher
daß Sie sich damit mein Verhalten i
Neuseeland erklären können. Di
Frage, die Sie damals nicht an mic
richteten, erübrigt sich jetzt wohl. Ic
würde mich freuen, bald einmal ei
Lebenszeichen von Ihnen zu erhal
ten. Mit besten Grüßen Ihre Marth
K. Lamond.«

Desmond Counterville stopfte sic
eine Pfeife und dachte lächelnd dar
an, wie die Geschichte angefange
hatte. Damals war sein Blick von den
schön geformten Halsansatz zu den
Elfenbein-Anhänger geglitten, de
ein gewagtes Dekolleté ener in
rechte Licht setzte, als daß er es ver
schleierte — was vermutlich auc
nicht seine Aufgabe war. Marth
Katherine Lamond hatte in Christ
church einen Namen für gewagte De
kolletés. Sie war fünfunddreißig
hätte aber im Tennisdreß für acht
undzwanzig gelten können.

Der Elfenbein-Anhänger war ku
gelrund mit spiralig eingeschnittene
Kerben. Desmond Counterville, au
Erholungsurlaub in Neuseelanc
blickte nachdenklich auf den Anhän
ger. Er konnte das ohne alle Anstren
gung tun. Marthe lag ausgestreckt i
einem Liegestuhl in der Sonne. Si
hatte sich von Desmond das bunt
leuchtende Sonnendach zusammen
falten lassen. Sie fürchtete nicht fü
ihren Teint, der den warmen Ton de
Sandelholzes besaß. Die bunten Son
nenschirme waren für die andere
Damen der Gesellschaft unentbehr
lich, welche, ein wenig zart besaite
zumeist, hin und wieder auch krän
kelnd, einige sogar sehr krank, di
Gebirgsluft zur Erholung aufgesuch
hatten, die scharfen, ungehinderte
Sonnenstrahlen aber fürchteten. Si
alle hatten leidende, gelangweilte
sehr sparsam lächelnde Gesichte
und müde Bewegungen.

Bei Marthe Katherine war das an
ders. Sie war trotz ihrer Jahre fas
jungenhaft geblieben; sie fürchtet
keine Sonnenstrahlen, spielte Tenni
und Golf, lachte gern und unbeküm
mert und hielt bunte Sonnenschirm
für ein entbehrliches Requisit. Di
Damen der Gesellschaft hielte
hingegen nicht die Sonnenschirme
wohl aber Marthe für entbehrlich
und einem gewissenhaften Beobach
ter wäre es nicht entgangen, daß di
Damen sich nicht nur in der Bläss
ihrer Gesichter und der Müdigkei
ihrer Bewegungen, sondern auch i
ihren Meinungen gegenüber Marth
Katherine Lamond auffällig ähnel
ten. Diese Meinung war nicht gu
und da die Damen den Ton innerhal
der Gesellschaft angaben, hielten sic
die Herren ebenfalls, wenn auc
nicht so betont, zurück. Es hieß, i
Mrs. Lamonds Vergangenheit gebe e
einen dunklen Punkt; niemand
wußte etwas Genaues, daher wußte

e alle etwas. Am meisten wurde ber das rätselhafte Ende Mr. Lamonds, eines britischen Kolonialoffiers, gesprochen, der vor Jahren uner mysteriösen Umständen tödlich erunglückt war.

Desmond Counterville, erst eine nappe Woche in Christchurch, hatte ch bald Marthe angeschlossen, war eshalb weniger mit der Gesellschaft usammengekommen und von Klatsch erschont geblieben. Und nun behäftigten sich seine Gedanken mit em elfenbeinernen Anhänger, der, einer auffälligen Form nach zu urteilen, sicher von einem eingeborenen Künstler geschnitzt worden war. chwer zu denken, daß diese kleine eiße Kugel, die sich vorteilhaft von Iarthe Katherines fleckenlosem eint abhob, einmal Teil eines gealtigen Stoßzahnes gewesen sein ollte. Vielleicht war Marthe gar mit ei der Jagdpartie gewesen, die dem lefanten den Tod gebracht hatte.

Desmonds Gedanken formten aus em Elfenbein-Anhänger, der auf Iarthe Lamonds sonnengebräunter aut leuchtete, den gewaltigen Stoßahn eines Elefantenbullen, dessen leiner Teil diese Kugel einmal geesen war. Ein klotziger Bulle, der it hocherhobenem Rüssel, die Ohren espreizt, wild trompetend auf eine igergruppe zu stürzte. Eine Frau in osen und Tropenhelm, das Gewehr n Anschlag, einen im Schuß strauelnden Mann, dann ein zweiter chuß wie das Echo des ersten, das rasselnde Zusammenbrechen des rwaldriesen.

»Sehen Sie Geister, mein Freund? achen Sie ein freundlicheres Geht!«

»Geister? — Verzeihen Sie! — Ich n unaufmerksam!«

»Sie scheinen Gefallen an Mrs. amond gefunden zu haben«, sagte nderen Tages Oberst Lawcott beim rühstück zu Desmond Counterville. Kennen Sie eigentlich die Geschichte on Mrs. Lamond oder, besser gesagt, ejenige ihres Mannes?«

Desmond verneinte, er habe nie it ihr darüber gesprochen.

»Sie ist auch nicht besonders ereulich«, sagte der Oberst. Er mischte ch aufmerksam seine Spezialsorte eifentabak.

»Captain Lamond wurde bei einer efantenjagd in Tanganjika vor drei hren erschossen. Man weiß heute ch nicht, ob es sich um einen Jagdfall handelte oder um etwas andes, und es ist niemals herausgekomen, wer die tödliche Kugel abgeert hat. Mrs. Lamond war übrins bei dieser Jagd anwesend; wie heißt, soll sie keine glückliche Ehe führt haben.«

Desmond gab sich alle Mühe, beim chsten Zusammentreffen mit Mrs. mond unbefangen zu sein. Sie ielten Golf und nahmen die Partie mlich ernst. Wie immer lag Marthe schließend im Liegestuhl, nachdem smond den Sonnenschirm hatte rückschlagen müssen, und wie imr machte er es sich an ihrer Seite quem. Ohne es zu wollen, ja entgen seinem Willen betrachtete er kleine weiße Kugel mit den spiigen Einschnitten.

Sie sind unverbesserlich, Mister unterville; beinahe müßte ich ersüchtig auf den Anhänger sein.«

Ein hübsches Stück. Sicher ein schenk von einer geliebten Per.«

Sagen wir: ein Andenken an eine iebte Person. Ich selbst habe es anfertigen lassen.«

Darf man fragen, wem das Anken gilt?«

Meinem Mann; er starb vor drei ren.«

Verzeihung, ich wußte nicht — ich llte keine traurigen Gedanken aufbeschwören.«

Das tun Sie auch nicht; Sie konnes nicht wissen. Traurige Gedan? Nein! Ich bin darüber hinweg; arles hätte es mir übelgenommen, nn ich immer noch traurig wäre. er jetzt möchten Sie gern wissen, shalb ich gerade einen elfenbeinernen Anhänger zum Andenken an meinen Mann habe anfertigen lassen.«

»Ich bin nicht neugierig.«

»Aber ich bin es, ob man Ihnen die Geschichte nicht gleich brühwarm nach Ihrem Eintreffen im Hotel erzählt hat.«

»Nicht gleich, aber man hat sie mir erzählt, daß heißt, man hat mir e i n e Geschichte erzählt.«

»Und welche?«

»Daß Ihr Gatte bei einer Elefantenjagd in Tanganjika erschossen worden ist, und daß . . .«

»Nun?«

»... daß Sie ebenfalls dabei waren.«

»Man hat Sie richtig unterrichtet. Jetzt ist Ihnen sicher auch klar, weshalb ich gerade einen elfenbeinernen Anhänger als Erinnerung an meinen Mann trage. Er stammt aus dem Stoßzahn des Bullen, der Charles annahm. Sie sind blaß geworden, mein Lieber. Die Sonne und die dünne Luft verträgt man schwer; wir sollten uns ein wenig Bewegung machen. Oder interessieren Sie noch die Einzelheiten? Sie werden verstehen, daß sie mir schmerzlich sind.«

Den nächsten Tag trafen sie sich wie üblich auf dem Golfplatz. Er bemerkte sofort, daß sie den Elfenbein-Anhänger nicht angelegt hatte. Die Entdeckung berührte ihn. Sie hätte die Kette nicht ablegen sollen, dachte Desmond. Er grübelte; seine Konversation war steif und ungeschickt. Sie fanden nicht den früheren ungezwungenen Ton und auch nicht den Weg zum Liegestuhl mit dem bunten Sonnendach. Desmond versuchte später im Lesezimmer an einem Buch Gefallen zu finden, und Marthe wollte gegen ihre sonstige Gewohnheit einen Nachmittagsschlaf halten.

Desmond legte nach einigen Seiten das Buch weg, schalt sich einen Narren und ließ sich in der Bar, wohin um diese Zeit der Barkeeper erst gerufen werden mußte, einen Whisky geben. Marthe fand keinen Schlaf; sie versuchte sich einzureden, Desmond sei wie alle anderen Männer, aber sie wußte, daß sie sich belog. Er war ein netter Kerl, anständig und ehrlich und so durchschaubar, daß sie genau zu wissen glaubte, weshalb er heute anders als an den übrigen Tagen gewesen war. Sie hätte die Kette niemals ablegen dürfen. Sie strich ihr Kleid glatt, prüfte ihr Gesicht im Spiegel und legte die Kette wieder um.

Desmond Counterville war nicht mehr im Lesezimmer. Ein Page wandte sich an sie und richtete aus, Mrs. Lamond werde gebeten, Mr. Counterville in der Halle zu treffen, er sei in Eile.

Desmond gab Marthe das Telegramm zu lesen. »Urlaub sofort abbrechen stop wichtige Verhandlungen mit Collins — Winter.«

Winter sei erster Direktor bei Sharkley's und Collins eine große Import- und Exportfirma, einer der besten Kunden der Bank, erklärte Desmond und dachte bei seinen Worten darüber nach, weshalb Marthe nun wieder die Elfenbeinkette angelegt hatte.

»Schade«, sagte Marthe, »daß Sie abreisen müssen. Bedanken Sie sich bei Collins, daß Sie den Urlaub nicht zu Ende nehmen konnten.«

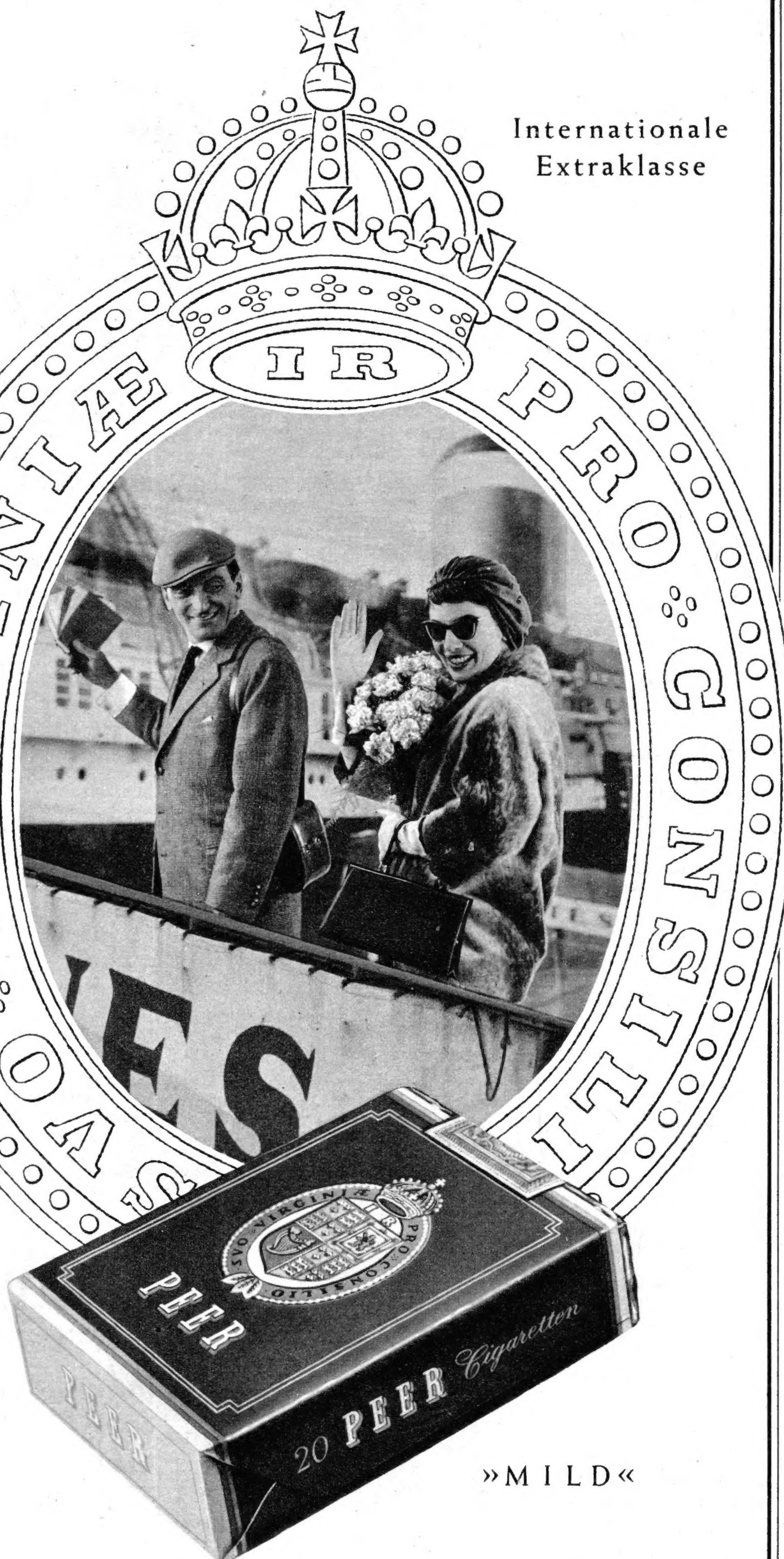
Desmond bemerkte, er kenne den alten Collins gar nicht persönlich, da er erst seit einem Jahr in Hongkong lebe, Collins dagegen die meiste Zeit in England verbringe.

»Oder in Afrika auf Großtierjagd«, vervollständigte Mrs. Lamond.

»Sie kennen ihn?«

»Ja, ich kenne ihn gut. Sie können ihm ruhig sagen, ich finde es nicht schön, daß er Sie mir nach so kurzer Zeit entführt hat.«

Desmond versprach lächelnd, es zu tun. »Leider habe ich nicht einmal diesen Abend für Sie frei; ich kann jetzt ein sehr günstiges Flugzeug benützen, doch möchte ich noch eine Bitte vorbringen dürfen. Ich möchte Sie bitten, mir zu erlauben, daß ich Ihnen schreiben darf. Vielleicht können wir dann die ausgefallenen



Fortsetzung von Seite 77

Urlaubstage hier oder an einem anderen Ort verleben.«

»Ich weiß nicht, ob es sinnvoll ist, Mister Counterville.« Marthe Katherine Lamond dachte an den elfenbeinernen Anhänger und daran, daß eine bestimmte Frage nicht beantwortet war und auch jetzt nicht mehr gestellt und beantwortet werde[illegible] konnte, weil das Flugzeug nicht warten konnte und das [illegible]uto, das Desmond zum Flugplatz [illegible]ingen sollte, bereits vor dem Ho[illegible] stand. Sie sagte: »Ich mache Ihn[illegible]inen anderen Vorschlag. Überla[illegible] Sie den ersten Brief mir, auch [illegible] Ihnen ein wenig lange erschein[illegible]

*

»Dumme Geschichte!« [illegible] Winter mit sorgenvoll[illegible] »Aber ich konnte Sie [illegible] rechtzeitig genug benach[illegible] das heißt, ich habe es versucht, aber Sie hatten es zu eilig, von Christchurch wegzukommen; das Flugzeug war schon fort. Schlechtes Wetter in Neuseeland, hm?«

Desmond brummte etwas Unverständliches.

»Ja«, fuhr Winter fort, »es is[illegible]lich so, daß die Besprechung [illegible]lins gar nicht stattfindet; Mr. [illegible] ist heute am frühen Morgen [illegible] Schlaganfall erlegen. Da Sie n[illegible] einmal hier sind, können Sie am [illegible]sten die geschäftlichen Dinge [illegible] der Firma erledigen. Vielleicht ge[illegible]gt es Ihnen, zu dem gleichen Abschluß zu kommen, den wir mit Mr. Collins persönlich besprochen hatten.«

Desmond Counterville war ärgerlich. Dann kamen ihm alle diese Ereignisse sonderbar vor, und je länger er darüber nachdachte, dest[illegible] eigenartiger erschienen ihm die Z[illegible]sammenhänge. Möglicherweise [illegible] es richtig, daß alles so komr[illegible] mußte. Es war nicht leicht, Mar[illegible] Katherine Lamond zu vergess[illegible] Weshalb sollte er sie auch vergess[illegible] Wegen des elfenbeinernen Anhängers vielleicht? Das wäre recht töricht, wenngleich die Bemerkung des Obersten Lawcott gefallen war. Desmond konnte es nicht verhindern, er war im Geist oft in Christchurch, spielte Golf mit Marthe Katherine und sagte ihr nette Dinge, wenn sie sich im Liegestuhl sonnte.

*

Seit dem Urlaub in Neuseeland mochte ein halbes Jahr vergangen sein, als Mrs. Winter eines Tages in Desmonds Büro kam, eine Nummer der ›Times‹ in der Hand schwenkend.

»Können Sie sich an den mysteriösen Tod des Captain Lamond erinnern, der vor Jahren auf einer Jagdexpedition in Ost-Afrika erschossen wurde?« rief er. »Sollte man glauben, daß es Collins gewesen ist? Hier, lesen Sie!«

Die Meldung der Londoner Zeitung lautete: »Der vor reichlich drei Jahren erfolgte Jagdunfall anläßlich einer Elefa[illegible]tenjagd in Tanganjika, dem Captain Charles R. Lamond unter geheimnisvollen Umständen zum Opfer fiel, konnte jetzt aufgeklärt werden. Die Testamentseröffnung des vor einigen Monaten in Hongkong verstorbenen Mr. Richard Collins ergab, daß Mr. Collins es war, der den tödlichen Schuß abgefeuert hatte. Er war gestrauchelt und hatte dabei den Drücker des Gewehrs berührt. Es ist anzunehmen, daß Mrs. Lamond, die bei der Jagd anwesend war, den wahren Tatbestand gekannt und verschwiegen hat, um Mr. Collins, der ein guter Freund der Familie war, vor einer Bestrafung wegen fahrlässiger Tötung zu bewahren.«

Desmond Counterville legte nachdenklich das Zeitungsblatt zur Seite. Drei Wochen darauf erhielt er Marthes Brief aus Toronto. Er setzte sich sofort hin und verfaßte ein Antwortschreiben, worin er sie bat, zu ihm zu kommen.



Prof. Bauersfeld, Konstrukteur des Planetariums

Planetarium in Afrika

VON CLEMENS PAPENDIECK

In diesen Tagen geht in den Zeiß-Werken in Oberkochen ein Planetarium seiner Vollendung entgegen. Die Universität Johannesburg (Südafrika) hat es bestellt. Noch in diesem Jahre werden seine Besucher den nördlichen Sternhimmel mit allen seinen Planeten und Fixsternen im ›Taschenformat‹ bewundern können.

Als der erste künstliche Erdsatellit Sputnik alle eineinhalb Stunden die Welt umrundete, drängten sich die Besucher am Eingang des Moskauer Planetariums wie nie zuvor. Die Schar der Menschen, die in den vergangenen drei Jahrzehnten den künstlichen Sternhimmel des Moskauer Zeißplanetariums bewundert hatten, war durch den Sputnikstart sprunghaft angewachsen, denn die künstlichen Erdmonde haben die Schaustellungen der in Deutschland gebauten Zeißplanetarien plötzlich so attraktiv gemacht wie nie zuvor.

Das erste Planetarium Südafrikas, das in diesem Jahre in Johannesburg erstellt werden soll, wird schon deshalb für seine Vorführungen mit vielen Interessenten rechnen können. Das großartige Sterntheater, in dem die Himmelskörper als Akteure auftreten, wird damit in Afrika seine erste Bühne finden.

Diese Bühne haben die Techniker und Konstrukteure der Zeißwerke in den letzten Jahrzehnten unablässig so verbessert, daß der Anblick des künstlichen Himmels heute höchst eindrucksvoll geworden ist. Die Tausend-Watt-Lampe des Projektors kann auf die Himmelskuppel von rund zwanzig Meter Durchmesser die Bilder von 8900 Sternen, Sternhaufen und Nebeln entwerfen. Sie zaubert das Kreuz des Südens und die Pracht des südlichen Sternhimmels für die Planetariumsbesucher von New York, Hamburg, Moskau und Tokio an das künstliche Firmament. Sie wird vielen Johannesburgern, die noch nie in nördlicheren Zonen waren, erstmals die Sterne des Großen Wagens zeigen. Denn diese berühmte Sternenlimousine, die im Rückwärtsgang um den Himmelspol fährt, ist in Südafrika unsichtbar.

Das faszinierendste Erlebnis des Planetariumbesuchers bei seinem Ausflug in überirdische Regionen wird auch dem Weltraumfahrer der Zukunft verschlossen bleiben: die Bewegungen von Sonne, Mond und Planeten im Zeitraffer gesehen. Wenn Monat und Jahr während der Vorführung zu Minuten zusammenschrumpfen, erleben die Zuschauer die Präzisionsmechanik des Planetensystems. Und wenn sie gar sehen, wie die Erdachse, die jetzt zum Polarstern zeigt, in kurzer Zeit — in Wirklichkeit dauert es 26 000 Jahre — am Himmel zu wandern beginnt, dann wird die Erde plötzlich zum frei im Raume schwebenden Spielzeugkreisel, dessen Drehachse kreist.

Das Lebensgefühl des Menschen der nächsten Jahrtausende ist in diesem Astrokino schon vorweggenommen, wenn ein Projektor gegen den südlichen Sternhimmel das Bild des Sonnensystems wirft, wie es aus eineinhalb Milliarden Kilometer Entfernung aussähe. Diese Möglichkeit, die Erde als Stern im unermeßlichen Raume zu sehen, wird, wie die Weltraumforscher hoffen, ein neues Weltgefühl der Zusammengehörigkeit unter den Menschen schaffen.

Fotos: d

Ein Wunderwerk optischer Feinarbeit. Der Lichtwerfer des Planetariums enthält zahlreiche Linsen, die das Licht einer starken Birne an die Kuppel des Vorführraumes werfen. Die Lichtpunkte stellen die Sterne dar. Der Techniker kann nach Belieben Morgen- und Abendhimmel, Planeten, Sternschnuppen und Kometen hervorzaubern.

Chantré hat sich als Ehe-Kitter tausendfach bewährt: nach der von Chantré veranlaßten Untersuchung der Gesellschaft für Marktforschung, Hamburg, im Jahre 1957 erklärten 79 % von 2000 Chantré-Trinkern, daß ihre Ehefrauen den Chantré gern mittrinken.



Weiche Welle von Herz zu Herz

Geständnis bei einem Glase Chantré

„Ich bin anspruchsvoll und manchmal launisch, vielleicht sogar ungerecht zu meiner Umgebung. Manche sagen, ich poche auf meine Schönheit. Trotz allem verstehe ich, mich zu versöhnen. Und zwar tue ich das gern bei einem Glase Chantré . . .“ Das sagte uns kürzlich Fräulein S.

Wer so spricht, ist nicht verloren für diese Welt. Allerdings eignet sich der Chantré gut für Versöhnungsfeiern, denn er ist ein sehr milder und bekömmlicher Weinbrand. Im Chantré schlägt das reine Herz auserwählter Weine und geht ins Herz des Menschen über. In den Chantré-Brennanlagen, den neuesten und größten der Bundesrepublik, werden die Kopfweh verursachenden Stoffe der Brennweine weitestgehend ausgeschieden. Daher die Bekömmlichkeit des Chantré, von der so viele erzählen.

Chantré 1/1 Fl. DM **9,75**

Wündrich-Meissen